

E. Reisch
Die mykenische Frage.¹⁾

Es ist ein vermessenes Unterfangen — ich bin mir dessen nicht erst in diesem Augenblick bewußt — in den engen Grenzen eines Vortrags ein so weitausgreifendes Thema zu behandeln, wie die „mykenische Frage“; vermessen nicht nur, weil das Problem an sich so umfangreich und weitverzweigt ist, sondern hauptsächlich darum, weil es mit so vielen anderen Streitfragen aus den verschiedensten Wissenszweigen auf das engste verknüpft ist. Denn nicht nur der Philologe und Archäologe, auch der Orientalist und Ägyptologe, der Historiker und Prähistoriker, der Sprachvergleicher und der Ethnologe sind mitberechtigt und mitverpflichtet über einzelne Seiten des „mykenischen Problems“ ihr Urteil abzugeben. Vielleicht darf aber ein solches Thema gerade für eine Versammlung, welche Vertreter aller dieser Fächer in sich schließt, als nicht ungeeignet erscheinen. Und wenn es für den Vortragenden einerseits ein drückendes Gefühl ist, zu wissen, daß ihm für jeden Fehlschluss, den er in der Verwertung eines ihm fremden Wissenszweiges begeht, sofort aus der Mitte der Anwesenden ein Richter erstehen kann, der vom Standpunkt seines Fachwissens aus ihn des Irrtums überführen kann, so muß es andererseits als eine notwendige und dankbare Aufgabe erscheinen, durch eine zusammenfassende Darstellung des bisher von verschiedenen Angriffspunkten aus für die Frage Geleisteten die Lücken aufzuzeigen, an denen die Einzeldisziplinen zum Besten der Gesamtheit noch helfend eingreifen können und müssen.

Den Denkmälerbestand, der die Grundlage für die Beurteilung der mykenischen Kultur bildet, darf ich als bekannt voraussetzen. Wir nennen „mykenische“ Kultur jene Kultur, die uns zuerst durch Schliemanns Funde in Mykene genauer bekannt geworden ist, in ähnlicher Weise, wie wir von einer Hallstattkultur, einer Villanovakultur, einem Dipylonstil sprechen, indem wir eine bestimmte Stufe kulturgeschichtlicher Entwicklung nach einem Hauptfundort der betreffenden Kulturüberreste bezeichnen. Wir wissen heute, daß die mykenische Kultur nicht auf Mykene und die Argolis beschränkt war, sondern vielmehr auf der ganzen Ostküste, man kann fast sagen in der ganzen Osthälfte Griechenlands von Thessalien bis Lakonien, dann aber auch auf den südlichen Inseln des Ägäischen Meeres, insbesondere auf Rhodos, Kreta und den benachbarten Eilanden, auch noch auf Cypern verbreitet war²⁾. Aber auch über dieses Verbreitungsgebiet hinaus sind Erzeugnisse und Einwirkungen der „mykenischen“ Kulturepoche im Nordosten bis in die Troas, im Süden bis Mittelägypten, im Westen bis Sicilien in größerem oder geringerem Ausmaß nachweisbar.

Dennoch ist es auch heute noch die Gräber- und Ruinenstätte von Mykene, der wir das vollständigste Bild der mykenischen Kultur verdanken. Deutlicher als anderswo

1) Der Vortrag wird hier in seiner ausführlicheren Fassung abgedruckt, während er wegen unvorhergesehener Knappheit der Zeit in der dritten allgemeinen Sitzung in einigen Teilen wesentlich gekürzt werden mußte. Weitere Zusätze und Anmerkungen glaubte ich auf das Notwendigste beschränken zu sollen, um den Charakter des Vortrags zu wahren. Ich habe daher auch bei den Litteraturnachweisen mich damit begnügt, die Erscheinungen der letzten Jahre herauszuheben, ohne Vollständigkeit anzustreben. Perrot-Chipiez Histoire de l'art VI konnte nicht mehr verwertet werden.

2) Furtwängler u. Löschcke, Mykenische Vasen (Berlin 1887); Busolt, Griech. Geschichte I² S. 39 ff.

können wir hier erkennen, daß jene Epoche fast auf allen Gebieten der materiellen Kultur, in allen Zweigen des Kunstschaffens bestimmt charakterisierte Formen geschaffen oder doch besessen hat. Sie ist auf dem Gebiete der Architektur durch die gewaltigen „kyklopischen“ Schutzmauern und kunstvollen Festungsthore, durch den mit Säulen und Säulenhallen ausgestatteten Palastbau, durch die mächtigen Kuppelgräber und die eigentümlichen horizontalen Schachtgräber charakterisiert. Ansätze zu figürlicher Steinskulptur haben sich bisher nur in Mykene, am Löwenthor und in den Grabstelen¹⁾, nachweisen lassen; andere Zweige der Bild- und Schnitzkunst sind durch die zahlreichen Terrakotten primitiven Stiles, die Beinschnitzereien, die geschnittenen Steine und Gold-Intagli vertreten; besonders hoch entwickelt aber ist die Metalltechnik, die uns in einer erstaunlichen Fülle von geprefsten und getriebenen Gold-, Silber- und Bronzegegenständen, auch in einigen Praechtstücken eingeleger Arbeit entgegentritt.

Besonders bezeichnend aber sind für die mykenische Kultur die Thongefäße mit Firnismalerei, deren eigenartige Ornamentik neben pflanzlichen Motiven vorwiegend kleine Seetiere, Quallen, Polypen, Muscheln verwendet. Für den Gesamtcharakter der Kulturstufe ist auch das Auftreten von Bernstein, von Bergkrystall und Alabaster von Belang, sowie das in der späteren Hälfte der Epoche häufiger werdende Vorkommen von Glasfluß und geprefstem Glas. Dagegen tritt Eisen nur vereinzelt auf, so daß die mykenische Kultur ihrer Hauptmasse nach als eine Bronzekultur bezeichnet werden muß.

Man sollte meinen, daß sich aus so vielen und vielerlei Elementen leicht ein bestimmtes Urteil über den Charakter der Gesamtheit bilden lassen müsse. Aber eben diese Fülle hat verwirrend gewirkt, indem sie die verschiedenartigsten Kombinationen zu gestatten schien. Wie im Kaleidoskop die bunten Glasscherben, auch nur leise verschoben, immer wieder ein wesentlich anderes Bild ergeben, so sind unter den Händen der verschiedenen Forscher die mannigfachen Thatsachen der mykenischen Kultur durch veränderte Gruppierung zu sehr verschiedenen Bildern zusammengefloßen. So vielfach man für die Beurteilung von Einzelheiten festen Boden gewonnen hat, so wenig Einigkeit herrscht über die letzten Folgerungen, die aus dem Gesamtbestande der Funde abzuleiten seien. Alle die Fragen, die hier noch ihrer Lösung harren, kann man mit einem Schlagwort als die „mykenische Frage“ bezeichnen. Wie die Homerische Frage sich mit der Werdegeschichte der Homerischen Gedichte, mit Ort und Zeit ihrer Entstehung, mit den Schicksalen der Rhapsoden beschäftigt, so hat die mykenische Frage den Ursprung und die Ausbreitung der mykenischen Kultur, deren Schöpfer und Träger zum Gegenstand.

Der Lösung all dieser Fragen sind wir in den letzten Jahren hauptsächlich dadurch näher gekommen, daß neue Funde schrittweise eine immer genauere Bestimmung der Zeitgrenzen ermöglicht haben, innerhalb welcher die mykenische Kultur anzusetzen

1) In der Zeitschrift f. österreich. Gymnasien 1891, 232 habe ich darauf hingewiesen, daß die von Schliemann gefundenen Grabplatten auf dem Niveau des Plattenrings aufgestellt waren, also beträchtlich jünger sein müssen als die Schachtgräber selbst; es ist für diese Thatsache vollkommen belanglos, ob die Stelen zur Zeit der Ausgrabung etwas unter das ursprüngliche Niveau eingesunken waren, wie ich glaubte annehmen zu müssen, oder nicht (Belger, Philol. Wochenschr. 1891 S. 1192 ff.). Für den jüngeren Ursprung der Stelen tritt auch Reichel, Eranos Vindobonensis S. 24 ff. ein, indem er nur für die Platte bei Schliemann, Mykene S. 58 (Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen² S. 205), die ja in der That von den übrigen Stücken sich in Zeichnung und Technik wesentlich unterscheidet, ein höheres Alter als für die anderen Stelen annimmt.

ist. Schon lange war auf Beziehungen hingewiesen worden, welche einzelne mykenische Fundgegenstände mit datierbaren Denkmälern in Ägypten verbinden. So ist in dem Grabe der Königin Aah-Hotep (etwa Anfang des 16. Jahrhunderts) ein eingeleger Dolch gefunden worden, der in Technik und Motiven mit den mykenischen Dolchklingen übereinstimmt; die skulptierte Decke in Orchomenos hat fast das gleiche Muster wie gemalte ägyptische Deckendekorationen aus der Zeit der Ramessiden; mit Gegenständen der 18. und 19. Dynastie bieten sich in Mykene noch mancherlei Vergleichspunkte dar. Aber da in der Formgebung im einzelnen doch bedeutende Unterschiede zwischen den verglichenen Gegenständen bestehen, auch das Verhältnis der Abhängigkeit noch nicht überall mit voller Sicherheit klargestellt ist, so könnte recht wohl die Herstellung der in Ägypten und der in Griechenland gefundenen Gegenstände durch einen langen Zeitraum getrennt sein; so scheint mir gerade z. B. bei den eingeleger Dolchen die freiere und reichere Formgebung der mykenischen Stücke im Vergleich mit dem Dolch der Aah-Hotep für einen jüngeren Ansatz derselben zu sprechen.

Sicherere Anhaltspunkte schienen einige ägyptische Gegenstände zu gewähren, die mit „mykenischen“ zusammen gefunden worden sind, so ein Skarabäus mit dem Namen Amenophis' III. (um 1400) aus der „mykenischen“ Nekropole von Ialysos¹⁾, zwei Scherben „ägyptischen Porzellans“ mit den Cartouchen desselben Königs, die eine aus einem Grabe der Unterstadt von Mykene²⁾, die andere aus den Ruinen eines Hauses auf der Burg von Mykene³⁾, ferner ein Skarabäus mit dem Namen der Königin Ti, der Gemahlin jenes Amenophis, aus dem Palaste von Mykene⁴⁾. Aber auch diese Gegenstände geben uns, genau betrachtet, nur einen *terminus post quem*. Da von einem regelmäßigen Import ägyptischer Ware nach Mykene kaum die Rede sein kann, jene einzelnen Stücke also vielleicht durch unberechenbare Zufälle nach Mykene gelangt sind, so mögen recht wohl Jahrzehnte, ja Jahrhunderte verstrichen sein, bis sie aus Ägypten nach ihrer letzten Fundstätte gelangt sind⁵⁾.

Ungleich wichtiger sind daher für die Zeitbestimmung der mykenischen Kultur die Funde „mykenischer“ Vasen, die in Ägypten selbst gemacht worden sind, so zunächst in Gurob (südlich von Memphis) in Gräbern, die der Zeit von Thutmes III. bis Merneptah (um 1450—1350) angehören⁶⁾, dann in Tell el Amarna in Gräbern aus der Zeit Amenophis' IV. Chuenaten (Anfang des 14. Jahrhunderts)⁷⁾, in Kahun in einem Grab, das dem 12. oder 11. Jahrhundert zugeschrieben wird⁸⁾, zu Deir el Bahari im Grabe eines

1) Furtwängler u. Löschcke, Myken. Vasen S. 4 T. E 1.

2) Ἐφημ. ἀρχαιολ. 1888, 156. Arch. Anz. 1891, 38.

3) Ἐφημ. ἀρχαιολ. 1891 T. 3, 3 S. 18. Rev. archéol. 1892, I S. 88.

4) Ἐφημ. ἀρχαιολ. 1887 T. 13, 21 S. 169.

5) Gerade aus der Regierungszeit Amenophis' III. müssen ja bei dem regen Verkehr, der nach dem Ausweis der Täfelchen von Tell el Amarna damals zwischen Ägypten und Vorderasien bestand, zahlreiche Gegenstände nach Syrien gelangt sein, die von da auf verschiedenen Wegen nach Westen gebracht worden sein können. Doch können ja die Stücke auch auf andere Weise, z. B. durch Seeräuberzüge, nach Mykene gelangt sein.

6) Flinders Petrie, Kahun, Gurob and Harara (London 1890), Illabun, Kahun and Gurob (London 1891); vgl. Arch. Anz. 1891, 37 f. (Winter), 1892, 12 (Steindorff).

7) Academy 1892, 212 (Sayce).

8) Flinders Petrie, Journ. of hellen. stud. XI (1890), 273; vgl. S. 274, wo einzelne mykenische Bügelkannen der Zeit Amenophis' III., des Tutankhamen (um 1350), Ramses' II. (um 1200), Seti II. (um 1150),

Enkels des Königs Pinotsem (XX. Dynastie, um 1000 v. Chr.)¹⁾; dazu kommen noch Wandmalereien, welche „mykenische“ Vasen darstellen, wie die im Grabe Ramses' III. u. a.²⁾.

Wir lernen aus diesen Funden zunächst, daß die „mykenische Kultur“ wenigstens in einzelnen Erzeugnissen sich über einen außerordentlich langen Zeitraum ausgedehnt hat. Man konnte dies schon aus den Denkmälern, die in Mykene selbst zu Tage getreten sind, schliessen. Denn dort liegen uns die Begräbnisse zweier Herrschergeschlechter in den Schachtgräbern und in den Kuppelgräbern vor Augen. Und wenn es auch bei den ersteren bisher nicht möglich gewesen ist, aus der Art der Totenausstattung oder der Beschaffenheit der Stelen die Zahl der hier bestatteten Könige³⁾ — etwa fünf oder sechs? — zu ermitteln⁴⁾, so wird man doch betreffs der Kuppelgräber annehmen dürfen, daß sie in ihrer Gesamtheit von mindestens ebensoviel Herrschern herrühren, als Gräber vorhanden sind, so daß die beiden Gruppen von Königsgräbern zusammen gewiß auf einen Zeitraum von etwa drei Jahrhunderten zu verteilen sind. Es handelt sich also hauptsächlich darum, die Entwicklungsstufen innerhalb der mykenischen Funde festzustellen und dann einen bestimmten Punkt dieser Reihe mit Hilfe der ägyptischen Synchronismen festzulegen.

Ramses' VI. (um 1050) zugewiesen werden. Mag einzelnes davon auch zweifelhaft sein, so darf doch als erwiesen gelten, daß die Beziehungen zwischen Agypten und einem Zentrum „mykenischer“ Vasenfabrikation längere Zeit hindurch fortgesetzt worden sind.

1) Classical review 1892, 462 (C. Smith), 465 (Torr); Rev. archéol. 1893, I 76 (S. Reinach).

2) Furtwängler u. Löschcke, Myken. Vasen S. XIII; Steindorff, Arch. Anz. 1892, 12. In dem Grabe des Rechmere und in zwei andern thebanischen Gräbern aus der Zeit Thutmosis' III. (Steindorff a. a. O.; W. Max Müller, Asien u. Europa 346 ff.) sehen wir an den Wänden Bewohner des Landes Kefti und benachbarter Länder dargestellt mit Gold- und Silbergefäßen, die zum Teil den in Mykene gefundenen Gefäßen außerordentlich ähnlich sind. Da aber gerade an Metallgefäßen die gleichen Formen und Ornamente sich oft Jahrhunderte hindurch fortpflanzen und das Verhältnis, in dem die Gefäße von Kefti zu denen von Mykene stehen, noch nicht völlig klargestellt ist (s. u.), so können diese Wandgemälde nur ganz im allgemeinen zur Zeitbestimmung der mykenischen Funde verhelfen.

3) Leider wissen wir nicht, nach welchen Grundsätzen die Leichen in den einzelnen Schächten gruppiert worden sind. Die drei männlichen Leichname im vierten Grabe hatten alle Masken, nur einer hatte eine Brustdecke; neben ihnen lagen zwei Schleifen aus glasierter Masse und Fragmente einer dritten (Schliemann, Mykene S. 279; Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen² S. 292) sowie Reste von Sceptern. Von den drei Leichnamen des fünften Grabes hatten nur zwei Masken und Brustdecken; auch hier fand sich eine „Schleife“ aus ägyptischem Porzellan (Schuchhardt² S. 309). Die naheliegende Vermutung, daß jene „Schleifen“ zu einem Herrscherattribut in Beziehung zu setzen seien, wird dadurch hinfällig, daß sie aufgeheftet, also nur ornamental verwendet waren. Vgl. Fl. Petrie, Journ. hell. XII 204.

4) Über dem vierten Grabe stand der Altar, hier war also wohl der Gründer der Dynastie begraben; über dem fünften Grabe fand Schliemann noch drei aufrecht stehende Stelen mit figürlichen Skulpturen. Schuchhardt, a. a. O.² S. 399 ff. hat bei seinem dankenswerten Versuche, die Stelen den einzelnen Gräbern zuzuteilen, die große Zahl der in Bruchstücken vorhandenen Grabplatten nicht genügend berücksichtigt. Kürzlich hat Belger, Die mykenische Lokalsage (Progr. d. Berliner Friedrichsgymnasiums 1893) die Ansicht verfochten, daß auch schon im Altertum auf dem Niveau des Rundes nur jene neun Stelen standen, die Schliemann noch aufrecht stehend fand. Dann bedarf aber die Herkunft jener Bruchstücke näherer Aufklärung, die in der gleichen oder noch einer geringeren Tiefe (von 10–13') wie jene Platten zu Tage getreten sind (Schliemann, Mykene S. 105). Wenn jeweilig die zerbrochenen Stelen durch neue ersetzt worden sind, dann würde auch späterhin wohl die ursprüngliche Zahl beibehalten worden sein, diese aber muß — bei siebzehn Leichen — größer gewesen sein als neun. Reichel (Eranos Vindobonensis S. 26) zählt 29 Bruchstücke skulptierter Grabplatten, vgl. Tsuntas, Ἐφημ. ἀρχαιολ. 1885, 34. Vielleicht wird eine eingehende Vergleichung der einzelnen Stücke noch etwas über ihre zeitliche Abfolge ermitteln lassen.

Herr Flinders Petrie, der ausgezeichnete Kenner des ägyptischen Denkmälerbestandes, glaubt die Schachtgräber auf der Burg von Mykene dem 12. Jahrhundert zuweisen zu können, wobei er sich hauptsächlich auf die Ornamentik der Vasen und die Beschaffenheit der Glasperlen und Porzellanstücke stützt¹⁾. Aber manche der von ihm gezogenen Folgerungen scheinen nicht auf genügend sicherer Grundlage zu beruhen. Die meisten Archäologen werden heute noch geneigt sein, den Schachtgräbern auf Grund der darin gefundenen Metallarbeiten ein etwas höheres Alter zuzusprechen. Da neben den reich ornamentierten Thongefäßen in Mykene sich auch sehr primitive gefunden haben, so könnte es auf einem Zufall beruhen, daß bisher die erstere Gattung in Ägypten erst im 12. Jahrhundert, die letztere schon um 2—3 Jahrhunderte früher nachweisbar ist. Ich wage nicht, in dieser Streitfrage ein bestimmtes Urteil abzugeben, da bisher nur wenige zum Vergleiche geeignete Stücke aus den ägyptischen Fundstätten veröffentlicht sind und ich die übrigen — meist nach England gelangten — nicht kenne. Es ist mit Bestimmtheit zu erwarten, daß durch die so rasch sich mehrenden Funde in Ägypten es in Bälde gelingen wird, wirklich gesicherte Zeitansätze zu ermitteln. Wir wollen uns also noch so lange gedulden und uns heute damit begnügen festzustellen, daß die Gräber auf der Burg von Mykene in die Zeit zwischen das 15. und 12. Jahrhundert fallen. Jedenfalls aber glaube ich daran festhalten zu sollen, daß diese Gräber älter seien als die Kuppelgräber der Unterstadt. Die Gründe, welche Herrn Flinders Petrie dazu bestimmt haben, die Totenausstattung im Kuppelgrab von Vafío für älter zu halten als den Inhalt der Burggräber von Mykene, scheinen mir nicht durchschlagend, und sie können gewiß nicht ausreichen, die ganze Serie der mykenischen Kuppelgräber zu datieren. Daß noch nach der in den Burggräbern bestatteten Dynastie in Mykene ein mächtiges und baulustiges Geschlecht geherrscht hat, geht ja aus der nachträglichen Umgestaltung des Gräberrundes sowie aus dem Umbau der benachbarten Burgmauer und des Thores hervor. Die Grabstätten dieser Herrscher aber wird man am natürlichsten in den Kuppelgräbern erkennen, deren hochentwickelte Architektur man nicht von den jüngsten Bauten auf der Burg wird trennen wollen.

Wenn also wirklich die Schachtgräber bis in das 12. Jahrhundert herabreichen sollten, dann wird man sich nicht scheuen dürfen, die Kuppelgräber bis zum Ende des 11. oder Anfang des 10. Jahrhunderts herabzusetzen²⁾; ich sehe nichts, was diesen Ansatz von vornherein als unmöglich erscheinen lassen könnte, da ja die durch die sogenannte dorische Wanderung hervorgerufenen Machtverschiebungen sich in der Argolis nicht vor dem 10. Jahrhundert fühlbar gemacht haben werden³⁾. Daß in einzelnen Erzeugnissen wirklich die „mykenische“ Kultur wenigstens noch bis in diese Zeit fortgedauert hat, geht auch daraus hervor, daß in mehreren Fundstätten „mykenische“ Vasen noch gleichzeitig mit sogenannten Dipylonvasen vorkommen, die allerfrühestens dem 9. Jahrhundert, vielleicht aber erst dem 8. angehören.

1) Journ. of hell. studies XII (1891) 199 ff.

2) Denkbar, aber nicht wahrscheinlich, wäre ja auch, daß ein Teil der Kuppelgräber vor die Schachtgräber falle, ein anderer Teil aber jüngeren Ursprungs sei, während in der Zwischenzeit einmal eine Herrscherfamilie aus irgend welchen Ursachen eine andere Begräbnisform — die der vertikalen Schachtgräber — gewählt hätte. Das Kuppelgrab von Menidi will Flinders Petrie S. 201 der Zeit zwischen 975 und 800 zuweisen, setzt also selbst eine lange Fortdauer dieser Grabform voraus.

3) Fr. Marx, Arch. Jahrb. IV S. 127; v. Wilamowitz, Euripides Herakles I 268.

Können wir also auch noch nicht mit Bestimmtheit angeben, in welchem Zeitpunkt die mykenische Kultur zu voller Entwicklung gelangt war, so läßt sich doch so viel erkennen, daß sie mehrere Jahrhunderte hindurch, jedenfalls bis ins 11. Jahrhundert, in Blüte stand, und daß dieser Blütezeit eine lange Periode allmählicher Verarmung und schrittweisen Verfalles folgte, die noch im 9. Jahrhundert nicht abgeschlossen gewesen zu sein scheint. So schwankend demnach die oberen und unteren Zeitgrenzen noch sind, so bietet uns doch auch schon das bisher Ermittelte eine wertvolle Grundlage für die Erörterung der andern an die mykenische Kultur sich knüpfenden Fragen, unter denen wir zuerst die Frage nach ihrer Herkunft, d. h. nach dem Ort ihrer Entstehung und nach ihrer ersten Heimat, ins Auge fassen wollen.

Ich muß mich hier natürlich darauf beschränken, einige Hauptpunkte hervorzuheben.

Die vielen und engen Beziehungen, welche die mykenische Kultur mit Ägypten verknüpfen, springen sofort in die Augen; nicht weniger deutlich aber ist die stilistische Verschiedenheit, der Unterschied der künstlerischen Auffassung und Durchführung in den „mykenischen“ und den ägyptischen Erzeugnissen¹⁾, so daß, wer nur einigermaßen mit diesen beiden Denkmälergattungen vertraut ist, leicht und sicher ägyptisches und „mykenisches“ Gut zu sondern vermag. Ähnlich, aber weniger zahlreich, sind die Beziehungen, welche „mykenische“ Fundgegenstände mit der Kunst Mesopotamiens verknüpfen. Eine Reihe von sicher nicht semitischen Elementen in den „mykenischen“ Dekorationssystemen hat man geglaubt mit Kleinasien in Verbindung bringen zu können²⁾. Es entsteht nun die Frage, wo die ägyptischen und vorderasiatischen Elemente sich gekreuzt haben und in jener eigentümlichen Weise, die für die „mykenische“ Kunst bezeichnend ist, umgebildet worden sind. Wir wissen, daß seit den Kriegszügen Thutmes' III. (um 1470) ein mächtiger Strom ägyptischer Einflüsse nordwärts nach Vorderasien gelenkt worden ist, und haben durch die Täfelchen von Tell el Amarna einen Begriff davon erhalten, wie lebhaft zur Zeit Amenophis' III. und seines Nachfolgers (um 1400) die Wechselbeziehungen zwischen den Euphratländern, Syrien und Ägypten waren. Es hat daher in jüngster Zeit die Ansicht an Boden gewonnen, daß hier in Nordsyrien oder dem südöstlichen Kleinasien geradezu die Wiege der „mykenischen“ Kultur gestanden habe.

Unser Wissen um das Kunstschaffen Syriens ist freilich noch ein recht dürftiges; mit um so größerem Eifer hat man die wenigen unmittelbaren Zeugnisse, die dafür vorhanden sind, auf ihren Zusammenhang mit der „mykenischen“ Kunst hin geprüft. So ist auch das neuentdeckte Volk der Hethiter in den Kreis der Untersuchung einbezogen worden³⁾. In der That bieten ja hethitische Reliefs in einzelnen Bildtypen und in mancherlei Eigentümlichkeiten einer primitiven Kunst auffallende Übereinstimmung mit „mykenischen“. Aber diese Koïncidenzen scheinen doch nicht groß genug, um ein unmittelbares Abhängigkeitsverhältnis erschließen zu lassen; zudem sind, so sehr auch hier wie dort die Zeitbestimmungen noch schwanken mögen, gerade die zum Vergleich zunächst herangezogenen hethitischen Denkmäler allem Anschein nach jünger als die

1) Auf die Frage, inwieweit diese ägyptischen Zier- und Bildformen auch ursprünglich in Ägypten heimatberechtigt sind, kann ich hier nicht eingehen.

2) Vgl. Milchhöfer, Die Anfänge der Kunst in Griechenland S. 11 ff.

3) Winter, Archäol. Anzeiger 1890, 109.

betreffenden „mykenischen“. Man wird daher die vorhandenen Übereinstimmungen eher daraus zu erklären haben, daß hier wie dort die gleichen Einflüsse maßgebend waren, die wenigstens zum Teil in letzter Linie auf Mesopotamien zurückgehen werden. Da aber der Volksstamm der Cheta (im ethnographischen Sinn) — wenn die neuesten Untersuchungen der Ägyptologen Recht haben — erst spät, etwa im 16. Jahrhundert, in den Bereich der mesopotamisch-semitischen Kultur getreten zu sein scheint und über die spätere Ausdehnung der Hethiterherrschaft sowie über die Umgrenzung des „hethitischen“ Kunstbereiches noch keine Sicherheit erzielt ist, wird es sich empfehlen, wenigstens vorläufig von der Einführung dieses Namens in die mykenische Frage abzusehen.

Ganz neuerdings ist dann darauf hingewiesen worden¹⁾, daß auf ägyptischen Wandgemälden in den Händen der Leute aus dem Lande Kefti und von den „Inseln des Meeres“ goldene Tierköpfe und goldene und silberne Gefäße dargestellt sind, welche in ihren Formen und in einzelnen Ornamenten mit mykenischen Metallgefäßen auf das engste übereinstimmen, und man hat des weiteren darauf aufmerksam gemacht, daß jene Leute von Kefti ähnliche Schurze und Schuhe, auch eine ähnliche Haartracht haben wie die Männer auf den prächtigen Goldbechern von Vafió. Wenn man aber daraus die Schlussfolgerung gezogen hat, daß „die Kefti mit den Repräsentanten der mykenischen Kultur identisch“ seien, so ist man, glaube ich, in der Freude des Wiedererkennens weiter gegangen, als methodische Vorsicht erlaubt. Falls jene Goldbecher aus dem Lande Kefti nach Vafió importiert sein sollten, dann könnten sie natürlich nichts für die Tracht der Bewohner Griechenlands beweisen. Sind die Becher aber in Griechenland selbst verfertigt, dann würde sich wiederum fragen, ob ihre Trachttypen nach Keftigefäßen kopiert sind, oder ob sie die einheimische Tracht wiedergeben sollen; in letzterem Falle wäre dann noch zu erwägen, ob diese Tracht durch Entlehnung aus Asien nach Griechenland gelangt sei (wie späterhin der Chiton), oder ob den Übereinstimmungen in Haartracht und Beschuhungen irgendwelche Stammesverwandtschaft zu Grunde liege. Daß jene Gefäßformen und Ornamente — es sind ihrer vorläufig noch wenige —, die wir im Lande Kefti und ebenso in Mykene vorfinden, ihre Heimat in ersterem Lande haben, wird man nicht bezweifeln dürfen; aber es darf auch nicht übersehen werden, daß sehr charakteristische Gefäßformen von Kefti auf dem Boden der „mykenischen“ Kultur völlig fehlen²⁾. Man wird vorläufig also nur behaupten können, daß, so gut wie ägyptische Gegenstände, auch Erzeugnisse aus dem Keftilande in den Bereich der „mykenischen“ Kultur gelangt sind, und man wird die Frage offen halten müssen, ob die mit jenen ägyptischen Wandgemälden übereinstimmenden „mykenischen“ Vasen wirkliche Keftiware oder nur von solcher abhängig und beeinflusst seien.

Es herrschen noch verschiedene Meinungen über die Gegend, in der das Land Kefti anzusetzen sei; doch lassen die neuesten Untersuchungen nur noch zwischen dem nordwestlichen Teil Syriens und Kilikien die Wahl. Die Bewohner von Kefti sind von

1) Steindorff, Archäol. Anzeiger 1892, 13 ff.

2) So z. B. die Gefäße, über deren Rändern hochstenglige Blumen emporstehen, ebenso jene, an denen als Deckelzierde oder Randaufsätze Tierprotomen angebracht sind, vgl. W. Max Müller, Asien und Europa S. 348 ff. Beide Gattungen würden auf semitische Vorbilder zurückgehen, wenn W. Max Müller die von ihm S. 308 zusammengestellten Gefäße mit Recht als phönikisch-syrisches Kunstgut bestimmt hat.

den Semiten verschieden und scheinen vielmehr mit den Cheta und benachbarten syrischen und kleinasiatischen Stämmen kulturelle, vielleicht auch ethnische, Gemeinschaft gebildet zu haben¹⁾. Die Gefäße der ägyptischen Wandgemälde geben uns also wirklich ausdrückliche Belege für die bereits mehrfach aufgestellte Vermutung, daß die mykenische Kunst von Syrien und dem südlichen Kleinasien aus besonders stark beeinflusst sei²⁾.

Auch in der mykenischen Architektur haben sich vielfache Beziehungen zu Vorderasien nachweisen lassen; besonders auffällig sind ja die Übereinstimmungen, die im Mauerbau, in der Anlage der Häuser und Thore zwischen den mykenischen Bauten einerseits, den hethitischen, syrisch-semitischen, troianischen Bauten andererseits bestehen, wobei freilich vieles hier wie dort das gemeinsame Erbe einer bis in den Anfang des zweiten Jahrtausends zurückreichenden — der „mykenischen“ Zeit vorausliegenden — Kulturschicht zu sein scheint (s. u.). Dagegen gehen die Parallelen, die man für manche Eigentümlichkeiten der mykenischen Bauweise in Phrygien und Lykien nachgewiesen hat, meist über Einzelheiten nicht hinaus und stammen zudem durchwegs aus einer jüngeren Epoche als die mykenischen Bauten. Eine volle Analogie für die ausgeprägten mykenischen Bauschöpfungen — das Kuppelgrab, den geräumigen Palast mit seinen Höfen, Säulenhallen und Gängen — ist bisher aber noch weder in Kleinasien noch in Syrien nachgewiesen worden.

So sehr es also heute als gesichert gelten darf, daß zahlreiche „mykenische“ Kunstformen aus Ägypten und Syrien entlehnt sind, daß die mykenische Baukunst in wesentlichen Grundlagen auf vorderasiatische Muster zurückgeht, daß die „mykenische“ Metallkunst in den an Gold und Kupfer reichen Bezirken Kleinasiens ihren Ausgangspunkt hat, so haben sich bisher doch noch innerhalb dieses Bereiches in keiner Landschaft alle oder auch nur die größere Zahl der verschiedenartigen Elemente nachweisen lassen, die erst in ihrer Gesamtheit den Bestand der mykenischen Kulturwelt darstellen. Es geht aber um so weniger an, in eine Gegend, die einzelne Parallelen zu „Mykenischem“ bietet, gleich die Heimat der mykenischen Kultur in Bausch und Bogen anzusetzen, als, wie wir gesehen haben, diese einzelnen Analogien nach verschiedenen Richtungen hin weisen. Für die Thongefäße aber und die bestimmt charakterisierte Gruppe der geschnittenen Steine „mykenischer“ Art hat sich bisher noch durch keinerlei Fundthatsachen asiatischer Ursprung wahrscheinlich machen lassen. Ja das Dekorationssystem der Vasen erscheint so unbeeinflusst von semitischen Kunstformen, daß wir es nur an einem Orte entstanden denken können, der dem unmittelbaren Einfluß der orientalischen Kulturzentren einigermaßen entrückt, also wohl auch geographisch ihnen nicht benachbart war. Mögen uns also immerhin noch aus den wenig erforschten Gegenden des südlichen Kleinasiens und des nördlichen Syriens Überraschungen bevorstehen, die Thatsachen, die bis heute vorliegen, berechtigen noch nicht dazu, die Heimat der mykenischen Kultur anderswo als innerhalb jener Landschaften zu suchen, in denen sich bisher ihre Erzeugnisse vorgefunden haben, d. h. auf den Inseln und an den Küsten des südlichen Ägäischen Meeres. Ich bezeichne dabei als „Heimat“ der mykenischen Kultur jene Landschaft, in der einerseits

1) W. Max Müller a. a. O. S. 340 ff. kommt zu dem Schluß, daß mit dem Namen Kefto vorzugsweise Kilikien und Kypros bezeichnet worden sei; ähnlich Steindorff Arch. Anz. 1892, 15, der an den Golf von Issos oder Kypros denkt.

2) Vgl. Winter, Arch. Anz. 1890, 190; W. Max Müller a. a. O. 346 ff.

die eigentümliche Ornamentik der „mykenischen“ Vasen ausgebildet worden ist, andererseits die eben besprochenen ägyptischen, semitischen, kleinasiatisch-syrischen Elemente zusammengefloßen und in charakteristischer Weise umgestaltet worden sind. Es soll natürlich die Möglichkeit nicht in Abrede gestellt werden, daß einzelne Prozesse dieser Entwicklung sich an verschiedenen Orten abgespielt haben; wir müssen uns eben vorläufig mit solchen ganz aus dem Groben genommenen Ausdrücken zu behelfen suchen.

Geht man die einzelnen Gegenden, an denen die mykenische Kultur nachweisbar ist, durch, so werden sich die Blicke zuerst nach Kypros und Rhodos als den Syrien und Kleinasien am nächsten liegenden Inseln wenden; aber wie auf Rhodos, so fehlen auch auf Cypern gerade die ältesten Phasen der mykenischen Kultur; ja Cypern scheint von den Einwirkungen dieser Kultur ich möchte sagen nur stofsweise erreicht worden zu sein. Man könnte geneigt sein, darin einen Fingerzeig nach dem Westen zu sehen, da wir stärkere Spuren der mykenischen Kultur auf dieser gründlich durchforschten Insel anzutreffen erwarten dürften, wenn die Kulturströmung von der asiatischen Küste ausgegangen wäre. In der That treffen wir auf der Insel Thera Vasen, deren Dekoration als eine Vorstufe zur „mykenischen“ gelten kann; wir werden aber auf diesem kleinen Eiland kein selbständiges Kulturzentrum voraussetzen dürfen, sondern eher an eine Abhängigkeit von Kreta zu denken haben. Hier haben sich ja nicht nur Vasen der ältesten „mykenischen“ Gattungen, sondern auch Baureste gefunden, die mit den Ruinen der Argolis genau übereinstimmen; hier lassen sich aber auch die späteren Phasen des „mykenischen“ Kunsthandwerks nachweisen, ja wir finden hier auch einzelne in „mykenischer“ Art verzierte Gegenstände, für die sich an anderen Orten Gegenstücke nicht nachweisen lassen. Wir sind auf Grund der bisherigen, zufälligen Funde berechtigt anzunehmen, daß systematische Grabungen noch ein weit volleres Bild der mykenischen Kultur auf Kreta ergeben werden, und dürfen daher an der Vermutung festhalten, daß Kreta eine wichtige Rolle in der Geschichte dieser Kultur gespielt habe¹⁾. Auch scheint die zentrale Lage der Insel im Ägäischen Meer besonders geeignet, das Zusammenströmen der verschiedenen ägyptischen und asiatischen Einflüsse zu erklären. So möchte ich hier die älteren Stufen der „mykenischen“ Vasenmalerei, die Anfänge der „mykenischen“ Glyptik und Metalltechnik, aber auch die reichere Ausgestaltung des aus der Fremde überkommenen Palastgrundrisses (vgl. S. 111) ansetzen.

Eine unverdächtige Tradition berichtet, daß Kreta im zweiten vorchristlichen Jahrtausend der Mittelpunkt eines mächtigen Seereiches gewesen sei, und die Fäden des Sagengewebes, das an den Namen des Minos anknüpft, spinnen sich über das ganze Ägäische Meer und bis nach Sicilien. So erklärt es sich auch leicht, wie von Kreta aus die Keime der mykenischen Kultur nach anderen Orten getragen worden sind. Für deren weitere Entwicklung muß neben Kreta in erster Linie die Argolis in Betracht gezogen werden, wo die Reste der mykenischen Kultur am zahlreichsten sind. Daß hier auch wirklich eine einheimische Produktion vorhanden war, bezeugen die Formsteine, die Totenmasken, die Grabstelen, die Wandmalereien, vor allem aber die gewaltigen Bauten mit ihren überreich dekorierten Façaden, die — mag man immerhin an ein eingewandertes

1) Milchhöfer, Anfänge der Kunst 122 ff.; Orsi, Monum. ant. public. per cura d. acad. dei Lincei I 2, 201 ff. u. a.

Baumeistergeschlecht glauben — doch jedenfalls lautes Zeugnis für die Schulung und das Geschick der einheimischen Arbeitskräfte ablegen.

Da ferner durch die Vasen des sog. vierten Stils auch keramische Produktion für Mykene sicher erwiesen ist, so hat die Vermutung groÙe Wahrscheinlichkeit, daÙ auch schon die Hauptmasse der Vasen des sog. dritten Stils in Mykene verfertigt worden sei¹⁾. An einem bestimmten Punkt der Entwicklung, den genauer zu ermitteln späterer Forschung vorbehalten bleiben muÙ, mag also die Argolis die führende Rolle im Kunsthandwerk übernommen haben. Inwieweit auch noch an anderen Orten, z. B. in Ialysos auf Rhodos, die aus Kreta und der Argolis empfangenen Anregungen eine selbständige Produktion hervorgerufen haben, bleibt noch des näheren zu untersuchen²⁾.

Ich kann aber jetzt nicht länger mehr der Frage ausweichen, die seit der Aufdeckung der mykenischen Gräber am lebhaftesten verhandelt worden ist, der Frage nämlich nach dem Namen des Volkes, das die mykenische Kultur „geschaffen“ hat, bezw. nach der Stammeszugehörigkeit der Leute, welche als „Träger“ dieser Kultur zu gelten haben. Als es noch an Anhaltspunkten fehlte, um die zeitliche und örtliche Ausbreitung der in Mykene aufgedeckten Kultur zu bestimmen, muÙte man den Versuch wagen, aus dem allgemeinen Bilde, das die Funde boten, die Nationalität der „mykenischen“ Bevölkerung zu erschließen. Die prunkvolle Ausstattung der Toten mit Masken, Brustdecken und Goldgewändern, die orientalischen und ägyptischen Elemente in den Kunsterzeugnissen schienen die Ansicht zu gestatten, daÙ man es hier mit einer Bevölkerung zu thun hätte, die aus dem Osten eingewandert oder doch den Orientalen stammverwandt war. Die sagenhafte Überlieferung über Pelops, Danaos, Perseus und die lykischen Kyklopen konnte als ein Nachhall solcher aus dem Osten erfolgten Zuwanderungen erscheinen und als Beleg für die ungriechische Herkunft der mykenischen Funde verwertet werden.

Gleich nach dem Bekanntwerden der Schliemannschen Funde wurde unter Hinweis auf eine wertvolle geschichtliche Tradition, welche eine karische Bevölkerung auf den griechischen Inseln und an einzelnen Punkten der Argolis bezeugt, von maßgebender Seite die Vermutung ausgesprochen, daÙ die mykenischen Gräber von dem Volke der Karer, bei dem enge Beziehungen zum Orient vorausgesetzt werden konnten, herrühren dürften³⁾. Seitdem wir aber erfahren haben, daÙ die „mykenische“ Kultur sich über die ganze griechische Osthälfte, nicht bloÙ über die Argolis, sondern bis ins Binnenland hinein erstreckte, hat, scheint mir, die Annahme, daÙ diese Kultur karischer Herkunft sei, ihre Stütze in der Überlieferung verloren, da gerade die genaue Angabe⁴⁾, daÙ die Karer in Hermione, Epidauros und Megara sich angesiedelt hatten, wenig dafür zu sprechen scheint, daÙ sie auch noch an so vielen anderen Punkten gesessen hätten.

Bevor wir aber, ohne eine ausreichende Grundlage in der Überlieferung, annehmen, daÙ Griechenland durch ein von Osten gekommenes Volk besiedelt worden sei, müssen wir uns nochmals die Frage vorlegen, ob der Charakter der mykenischen Kultur wirklich zu dieser Annahme nötig ist.

1) Furtwängler und Löschcke, Mykenische Vasen S. IX.

2) Brunn, Griechische Kunstgeschichte I S. 43.

3) U. Köhler, Athen. Mitteil. d. arch. Instit. III 1 ff.

4) Aristoteles bei Strabo VIII p. 374.

Da muß zunächst betont werden, daß selbst völlige Gleichheit der Kultur noch nicht zu einem Rückschluß auf die Identität der Bevölkerung berechtigt; so wenig wie in der geschichtlichen, decken sich in der prähistorischen Epoche Kulturverwandtschaft und Stammverwandtschaft. Nun finden wir zwar für zahlreiche mykenische Kulturbräuche und Kunstformen Vorbilder und Gegenstücke im Orient, aber von einer völligen Gleichheit der Kultur diesseits und jenseits des Ägäischen Meeres kann wenigstens bisher keine Rede sein. Mögen aber auch künftige Funde lehren, daß die mykenische Kultur in noch viel höherem Grade, als wir es bisher nachweisen können, mit syrisch-kleinasiatischer Kultur verwandt sei, so wird damit immer noch nicht bewiesen sein, daß auch die Bevölkerung, bei der die mykenische Kultur nachweisbar ist, aus jenen Gegenden eingewandert sei. In derselben Weise, wie in der griechischen Ornamentik des 7. und 6. Jahrhunderts Sphinx und Panther, Lotos und Palmetten sich die erste Stelle erobert haben, können Jahrhunderte vorher orientalische Bildformen zu den Bewohnern des Ägäischen Meeres gelangt sein, ohne daß eine Massenzuwanderung orientalischer Bevölkerung stattgefunden hätte.

Der lebhafteste Verkehr zwischen den beiden Küsten des Ägäischen Meeres konnte auch dann stattfinden, wenn hien und drüben verschiedene Volksstämme saßen. Je weniger die Kultur im Westen zur vollständigen Entwicklung gelangt war, desto stärker mußte sie von der reicher entwickelten älteren Kultur des Ostens beeinflusst werden. Wenn aber trotz alledem in der mykenischen Kultur sich Züge finden, für die der Orient keine Anknüpfungspunkte bietet¹⁾, so scheint dies um so schwerer ins Gewicht zu fallen für die Annahme, daß die Träger jener Kultur zwar vom Orient beeinflusst, aber nicht von dort gekommen waren.

Aber wir wollen bei diesem Widerstreit der Meinungen fürs erste die Eigenart der Funde ganz außer Betracht lassen und fragen, ob sich nicht aus dem, was wir soeben über Zeit und Art der mykenischen Kultur ermittelt haben, auch Schlüsse über die Bewohner der betreffenden Gegenden gewinnen lassen. Wir wollen also von Thatsachen der geschichtlichen Zeit ausgehen und versuchen von hier aus nach rückwärts vorzudringen.

Es steht fest, daß an allen jenen Orten, die als Hauptsitze der mykenischen Kultur erscheinen, im ersten vorchristlichen Jahrtausend griechische Stämme ansässig waren. Wir werden also zunächst zu fragen haben, ob wir auch schon für jene frühe Zeit der mykenischen Kultur Griechen in diesen Gegenden voraussetzen dürfen. Die Frage ist gleichbedeutend mit der Frage nach der Zeit der griechischen Einwanderung; diese aber ist ein Problem, zu dessen Lösung wir leider auf Erwägungen allgemeiner Art angewiesen sind.

Wo es sich um ältestes Griechentum handelt, werden wir uns an erster Stelle der Homerischen Gedichte erinnern. Die mythischen, ethischen und gottesdienstlichen Vorstellungen, die in diesen zu Tage treten, die materielle Kultur, die ihnen zu Grunde liegt, die hohe Entwicklung von Sprache und Versbau nötigen zu der Annahme, daß der Abfassung der Gedichte ein Jahrhunderte langes nationales Leben vorausgegangen ist. Was uns hier in einheitlicher Zusammenfassung vorliegt, das ist in langsamem Wachstum bei den einzelnen Stämmen herangereift. Mit Bestimmtheit aber dürfen wir behaupten,

1) Vgl. S. 104.

dafs diese reiche Entwicklung erst der Zeit zufallen kann, wo das griechische Volk selbsthaft geworden war, — selbsthaft nicht in den unwirtlichen Gegenden der nördlichen Balkanhalbinsel, sondern in Hellas, das allein durch sein Klima, die Nachbarschaft des Meeres und des Orients begründeten Anspruch erheben kann, als Wiege und Nährboden einer solchen geistigen Kultur zu gelten. Wer annehmen wollte, dafs die Griechen erst Ende des zweiten Jahrtausends eingewandert seien und schon bei ihrer Einwanderung nach Hellas hochentwickelte religiöse Vorstellungen und einen reichen Sagenschatz mitgebracht hätten, der müfste erklären, wie es kommt, dafs weder in den Mythen eine Spur jener nördlichen Heimat zurückgeblieben ist, noch auch die Einwanderung und die damit verbundenen Kämpfe eine Erinnerung in der Sage hinterlassen haben.

Freilich können über die Schnelligkeit, mit der das Griechenvolk sich in seiner neuen Heimat entwickelte, sehr verschiedene Ansichten zu Recht bestehen; immerhin dürften aber auch diese allgemeinen Erwägungen genügend erscheinen, um die Besetzung von Hellas durch die Griechen etliche Jahrhunderte vor das Jahr Tausend zurückzuverweisen; und diese Annahme erhält eine Bestätigung durch die Tradition von der sog. dorischen Wanderung. Denn an dem Zeitansatz, der für den Beginn der durch die Dorer hervorgerufenen Völkerbewegung überliefert ist, glaube ich der Hauptsache nach festhalten zu dürfen, da die damit eng verknüpften Angaben über die Gründungszeit der kleinasiatisch-ionischen Städte wenigstens teilweise auf gute Überlieferung (der Priester- oder Herrschergeschlechter) zurückgehen werden. Alles, was wir über die Fortschritte der neueingewanderten Stämme hören, beweist, dafs sie auf wohlgeordnete Gemeinwesen stiefsen, die ihnen langen Widerstand leisten konnten¹⁾. Auch hieraus läfst sich entnehmen, dafs die vordorischen Griechenstämme zur Zeit der dorischen Wanderung schon seit Jahrhunderten im Lande ansässig gewesen sein müssen.

Noch präzisere Folgerungen können wir aus der Kolonisationsgeschichte der südlichen Inseln des Agäischen Meeres erschliessen. Kypros ist von Griechen aus der Peloponnesos zu einer Zeit besetzt worden, wo das phönikische Alphabet der griechischen Sprache noch nicht dienstbar gemacht, vielleicht überhaupt noch nicht erfunden war, gewifs noch vor dem Beginn des ersten Jahrtausends²⁾. Lange vorher müssen Rhodos, Kreta und die weiter westlich, der Heimat näher gelegenen Inseln von Griechen erreicht worden sein. Und es ist klar, dafs nicht nur eine grofse Vertrautheit mit der See, sondern auch eine lange Bekanntschaft mit der asiatischen Inselwelt der Besetzung von Kypros vorausgegangen sein müssen.

Wenn daher unter den mit den Libyern verbündeten „Nordländern, gekommen aus allen Gegenden“, „von den Ländern des Meeres“, die unter Merneptah (in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts) im Nildelta einfallen, neben den Turusa (Tyrrhenern)³⁾ auch die Akayvasa genannt werden, so ist kein Grund, die zuerst von De Rougé vorgeschlagene

1) Der Standpunkt Belochs (Rhein. Mus. XLV, 555 ff., *Storia greca* I Rom 1891) ist von dem hier verfochtenen prinzipiell zu verschieden, als dafs ich versuchen könnte, mich damit hier auseinanderzusetzen.

2) Ed. Meyer, *Gesch. d. Altertums* I 337; Busolt, *Griech. Geschichte* I^a 318 f.

3) Die Identität der Turusa oder Tursha mit den Tyrrhenern wird jetzt fast allgemein angenommen, vgl. Ed. Meyer, *Gesch. d. Altertums* I 313, *Gesch. Ägyptens* 306 ff.; Steindorff, *Arch. Anz.* 1892, 13 u. a.

Gleichsetzung dieses Stammes mit den Achäern (Ἀχαιοί) abzuweisen¹⁾. Die Akayvasa werden unter Raubvölkern, die an den syrisch-hethitischen Kämpfen teilnehmen, nicht genannt; dieser Umstand legt ebenso wie ihre Landung im Delta und ihre Verbindung mit den Libyern die Annahme nahe, daß sie nicht von der asiatischen Küste oder von Kypros, sondern von Kreta herüberkamen²⁾.

Aber mag dem sein, wie ihm wolle, darüber kann kein Zweifel sein: wenn Achäer und Arkader, d. h. also Griechen aus der Peloponnesos³⁾, schon vor dem Jahr Tausend über das Meer bis nach Cypern wandern konnten, so muß die peloponnesische Ostküste, von der allein sie ausgezogen sein können, schon seit Jahrhunderten, also spätestens seit dem 13. oder 14. Jahrhundert, in den Händen der Griechen gewesen sein. Dann ist aber die Folgerung unausweichlich, daß diese Achäer Zeitgenossen und also auch „Träger“ der mykenischen Kultur gewesen seien; denn alle die zahlreichen Gräber der Argolis, die dem letzten Viertel des 2. Jahrtausends angehören, sind eben „mykenischer“ Art. Da nun aber in der langen Kette „mykenischer“ Gräber kein Abschnitt, kein Rifs bemerkbar ist, der auf das Eintreten eines neuen Kulturelementes, eines neuen Volkstammes schließen liefse, so läßt sich die Vermutung nicht abweisen, daß auch die ältesten „mykenischen“ Gräber, die möglicherweise dem 13. oder 14. Jahrhundert noch um ein beträchtliches vorausliegen (s. o.), immer noch später sind als die griechische Einwanderung. In noch höherem Grade wie von den Gräbern in der Argolis gilt dies von den „mykenischen“ Gräbern in Thessalien und Mittelgriechenland, da ja die thessalischen Achäer, die Minyer und die „autochthone“ Bevölkerung Attikas gewiß in noch früherer Zeit als die Griechen der Peloponnesos in ihre historischen Wohnsitze gelangt sind. Ebenso haben wir ja auch für die Besiedelung der Inseln nur eine untere, keine obere Zeitgrenze, so daß die Annahme, daß auch hier die „mykenischen“ Gräber zeitlich dem Erscheinen der Griechen nicht voraufliegen, durchaus möglich ist.

Es ist aber eine bemerkenswerte Thatsache, daß fast für alle Punkte des Ägäischen Meeres, an denen sich Erzeugnisse der mykenischen Kultur finden, eine aus Minyern oder Achäern bestehende Kolonistenschicht nachweisbar ist⁴⁾. Daß diese Kolonisten schon in sehr früher Zeit, noch vor der „dorischen Wanderung“, aus dem griechischen Festland

1) Die Akayvasa sind nicht beschnitten, wie auf Brugschs Autorität hin behauptet wird, vgl. W. Max Müller, *Asien u. Europa* 358.

2) Nach den Zahlenangaben in der Inschrift von Karnak beträgt die Zahl der Toten auf Seite der Akayvasa, Ruku und Sairaden etwa 1400; vgl. W. Max Müller a. a. O. 358. Die Zahl der Akayvasa betrug also vielleicht nur einige Hundert, so daß dieser „achäische“ Seerüberzug nicht viel größere Dimensionen gehabt haben mag, wie der in der Odyssee (XIV 246 ff.) geschilderte Raubzug der Kreter.

3) Achäer und Arkader sind so nahe Verwandte, daß sie weder in der Peloponnesos noch auf den Inseln scharf von einander geschieden werden können. Wie auf Cypern neben den Arkadern (Paus. VIII 5, 2) auch Achäer bezeugt sind (Hoffmann, *Griech. Dialekte* I 7), so finden wir auf Kreta die Stadt Ἀρκάδες (Mus. ital. di antich. class. III 607) und die Gortynier, die sich vom arkadischen Gortys ableiteten (Plato *Leg.* IV 708 a). Der Name Ἀρκάδες bezeichnete wohl schon in jener ältesten Zeit vorzugsweise die Bewohner des peloponnesischen Binnenlandes, die keinen oder geringen Anteil an der Kultur der östlich benachbarten Küstenbewohner hatten.

4) Über Kreta und Kypros s. o. Mit Kreta ist Rhodos durch zahlreiche Beziehungen in Sage, Kult und Ortsnamen verbunden; eine Ἀχαιὰ πόλις ist ausdrücklich in Ialysos bezeugt (Brit. Mus. *Inscriptions* II 349), eine Phyle Ἀλθαίμενις begegnet auch auf Kalyrna (Brit. Mus. *Inscr.* II 352). Ähnliches gilt von Thera und Melos.

ausgewandert waren, ist auf Grund verschiedenartiger Erwägungen schon mehrfach angenommen worden¹⁾; sicher ist, daß diese „achäische“ Kolonisation im südlichen Ägäischen Meer der dorischen um Jahrhunderte vorausgegangen sein muß²⁾. Es darf daher die Vermutung ausgesprochen werden, daß die Ausbreitung der „mykenischen“ Kultur mit der achäischen Kolonisation in einem inneren Zusammenhang stehe, d. h. also, daß wirklich erst die Achäer jene Kultur nach Rhodos und den Nachbarinseln getragen haben³⁾.

Wenn ich dennoch die „mykenische“ Kultur nicht schlechtweg als eine „achäische“ bezeichnet wissen möchte, so geschieht es nicht aus Scheu vor dem üblen Geruch, in den moderne Hyperkritik „die Achäer Homers“ gebracht hat, sondern darum, weil die Tatsachen, die wir eben besprochen haben, nur zeigen können, daß die Griechen „Träger“ der mykenischen Kultur waren; es bleibt dann immer noch die Frage offen, inwieweit sie diese Kulturformen auch selbst entwickelt, inwieweit sie dieselben von einer andern Bevölkerung übernommen haben. Fast alle Elemente, die uns als wesentliche Kennzeichen der mykenischen Kultur erscheinen, wurzeln, wie wir gesehen haben, in dem Kulturgebiet des südlichen Ägäischen Meeres. Von alledem können aber die Griechen bei ihrer Einwanderung nichts mitgebracht haben. Wir werden uns vielmehr ihre Kultur vielleicht noch niedriger zu denken haben als die der Dorer, welche erst Jahrhunderte später — wahrscheinlich aus denselben Sitzen — eingewandert sind, oder wie die der Bewohner des nordwestlichen Griechenlands. Für den Entwicklungsgang nun, den die zuerst eingewanderten griechischen Stämme in der östlichen Hälfte der griechischen Halbinsel und auf den Inseln genommen haben, muß die Bevölkerung, die sie hier bei ihrer Einwanderung vorgefunden haben, von wesentlicher Bedeutung gewesen sein. Um nicht die ganze Pelasger- und Lelegerfrage aufrollen zu müssen, bezeichne ich diese Bevölkerung kurzweg als „Urbevölkerung“ und überlasse die Entscheidung der Frage, ob diese Bevölkerung den (kilikisch-hethitischen?) „Urbewohnern“ des südlichen Kleinasien oder den Phrygiern und Karern oder den Tyrrhenern anzugliedern sei⁴⁾, denjenigen, welche ihre Vermutungen mit einer größeren Autorität oder mit gewichtigeren Gründen zu stützen vermögen, als sie mir zur Verfügung stehen⁵⁾. Hier genügt es festzustellen, daß diese

1) Dümmler, Athen. Mitteil. XI S. 257. Ed. Meyer, Forschungen z. alten Geschichte I S. 150.

2) Ich gebrauche den Namen „Achäer“ *a priori*, da die Vermutung gestattet ist, daß die Minyer, Kadmeer u. s. w. den Achäern nahe verwandt waren; über die Ἀχάδης s. oben S. 109 Anm. 3. An den Niederlassungen auf den südlichen Inseln bis Kreta, Kos und Kypros werden vorzugsweise die Achäer aus der Peloponnesos, in geringerem Grade die thessalischen Achäer beteiligt gewesen sein, wie ja auch späterhin die Bevölkerung der Peloponnesos großes Expansivvermögen — oder Expansivbedürfnis — zeigt.

3) Wenn es richtig ist, daß die Akayvasa Achäer sind, so scheint die enge Verbindung der Akayvasa und Tyrrhener die Annahme zu gestatten, daß an der Verbreitung der „mykenischen“ Kunst-erzeugnisse in nichtgriechischen Ländern — in Ägypten und im Westen — tyrrhenische Seefahrer und Soldtruppen wesentlich beteiligt waren. Die Frage, ob diese achäisch-tyrrhenischen Beziehungen auch zur Erklärung mancherlei etruskischer Kulturbräuche verwertet werden können, wird man erst aufwerfen dürfen, wenn die Schicksale der Tyrrhener in der Zeit vom 12. bis zum 8. Jahrhundert aufgeklärt sein werden. Unklar bleibt auch noch die Rolle der Yevanna-Ionier (W. M. Müller 369).

4) Sicher saß ja wenigstens auf einem Teil der Inseln vor den Griechen eine karische Bevölkerung; aber es ist fraglich, inwieweit diese eine selbständige, nationale Kultur entwickelt hatte.

5) Vielleicht wird es einmal gelingen, in dem griechischen Sprachgut und in dem Ortsnamenbestand Entlehnungen und Reste aus der Sprache der Urbevölkerung nachzuweisen und so eine genaue Bestimmung ihrer Nationalität zu ermöglichen.

Bevölkerung, die nur eine geringe nationale Widerstandskraft entfaltet zu haben scheint, völlig mit den Einwohnern verschmolzen ist. Natürlich muß bei diesem Verschmelzungsprozesse auch der griechische Volksstamm wesentlich beeinflusst worden sein, wie in seinem physischen Habitus, so in seinen mythischen und religiösen Vorstellungen¹⁾. Vor allem interessiert uns aber hier die „materielle Kultur“, welche die Griechen von den früheren Landsassen übernommen haben; daß wir bei diesen außer allgemeinen Kulturerrungenschaften, wie Ackerbau, Wohnbau, Schifffahrt, auch schon eine gewisse Kunstfertigkeit voraussetzen dürfen, haben die Funde auf den Kykladen sowie die unterste Fundschicht auf der Burg von Tiryns gelehrt, die man mit größter Wahrscheinlichkeit ungriechischer und vorgriechischer Bevölkerung zuschreiben darf²⁾. Diese Kultur nun, die wir auf Grund des Schichtenbefundes in Hissarlik bis in den Anfang des 2. Jahrtausends zurückdatieren dürfen, war bereits von Asien aus beeinflusst. Wir dürfen das dürftige Bild, das die bisherigen Funde auf den Inseln und in Tiryns ergeben, durch die Funde der sog. zweiten Stadt von Troia, die auf derselben Kulturstufe steht, zu ergänzen versuchen und können so auch bei der „Urbevölkerung“ im Ägäischen Meere nicht nur die Kenntnis der Bronze und Edelmetalle, sondern auch den Bau von befestigten Burgen und Thoren, von Häusern mit flachem Dach im Grundriß der troianischen Bauten voraussetzen³⁾. Auch die Keramik war auf den Inseln bereits entwickelt⁴⁾, und es scheint, daß wir auch die „Mattmalerei“ und die Anfänge jenes Dekorationsstils, der seine Vorbilder der Pflanzen- und Meereswelt entlehnt, schon der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends zuweisen dürfen. Zu dieser bereits einmal von den Kulturwellen des Orients berührten Bevölkerung gelangte dann im 16. oder 15. Jahrhundert, zur Zeit, als in Syrien durch die unmittelbare Berührung ägyptischer, mesopotamischer, kleinasiatischer Elemente eine mächtige Kulturbewegung entstanden war, ein neuer Strom orientalischer Einflüsse, den wir als den unmittelbaren „Erreger“ der „mykenischen“ Kulturblüte betrachten dürfen.

Welchen Anteil an der nun folgenden Entwicklung die Griechen genommen haben, das läßt sich auf Grund chronologischer Erwägungen natürlich nicht mehr ermitteln. Ob

1) Mehrfach ist schon der Versuch unternommen worden, „Pelasgisches“ im hellenischen Volksglauben nachzuweisen, vgl. Crusius, Beiträge z. griech. Mythologie und Religionsgeschichte (1886), Hessemeyer, Die Pelasgerfrage (1890) u. a. Wenn in Gegenden mykenischer Kultur neben dem von den herrschenden Geschlechtern verehrten männlichen Gotte (Zeus, Poseidon) bei der ländlichen (oder ärmeren) Bevölkerung eine weibliche Gottheit (Demeter, Hera, Athene) besonders hervortritt, so liegt es nahe, das Überwiegen des weiblichen Prinzips der Religion der „Urbevölkerung“ zuzuschreiben, wie man dies auch für die phrygische Religion angenommen hat (Ramsay, Journ. of hellen. stud. IX 350) — wenn nicht etwa hier wie dort darin ein allgemeinerer völkerpsychologischer Zug anzuerkennen ist, der für die „Religion der Unterdrückten“ bezeichnend ist.

2) Dümmler, Athen. Mitteil. d. arch. Institut. XI 15 ff., 296 ff.; Busolt, Griech. Geschichte I 45.

3) Ich teile also nicht die Ansicht Puchsteins (Arch. Anzeiger 1890, S. 66 f.), wonach der Palastgrundriß nach Troia aus dem Westen übertragen worden wäre. Die Bauten der „zweiten Stadt“ überliefern uns die einfachen (syrischen?) Formen, aus denen sich die Paläste der mykenischen Kultur entwickelt haben; die letzteren werden charakterisiert durch die Säulenhallen, die festumgrenzten Höfe, die Verbindungsgänge, die reich gegliederten Thorbauten. Inwieweit auch für diese reichere Fortentwicklung orientalische Vorbilder maßgebend waren, müssen spätere Funde lehren. Vgl. auch Bie, Archäol. Jahrbuch VI, S. 1 ff.

4) Über die von Flinders Petrie einer uralten „ägäischen“ Keramik zugewiesene Topfware muß ich mich eines Urteils enthalten, da ich mit den betreffenden Fundbeständen nicht vertraut bin.

auf Kreta, wo wir die älteren Phasen der mykenischen Kunstentwicklung ansetzen zu müssen glaubten, in jener Zeit schon Griechen saßen, muß zweifelhaft erscheinen. Aber man wird kaum der Annahme ausweichen können, daß damals, als in der Argolis die „mykenische“ Kultur zu so reicher Entwicklung gelangt ist, die Griechen bereits im Besitze der peloponnesischen Ostküste waren. Und man wird dann nicht umhin können, auch diesen „Achäern“, die man sich nicht als eine abgeschlossene Herrscherkaste denken kann, einen thätigen Anteil an der Weiterbildung dieser Kultur zuzusprechen.

Daß die orientalische Herkunft zahlreicher Kunstformen nicht gegen diese Annahme ins Feld geführt werden darf, haben wir vorher gesehen. Und es darf in diesem Zusammenhang auch nochmals darauf hingewiesen werden, daß die aus Ägypten und Vorderasien übernommenen Bild- und Zierformen innerhalb der „mykenischen“ Kunst nicht einfach nachgebildet, sondern fast durchweg in selbständiger, eigenartiger Weise umgebildet worden sind. Wie aber für die Erkenntnis einer Künstlerindividualität nicht sowohl die Wahl der Bildstoffe und der figürlichen Typen, als vielmehr der Geist, in dem die Stoffe behandelt sind, die Einzelheiten der Formgebung, der Stil, maßgebend sind, so darf auch bei der Beurteilung der Volksindividualität, welche die mykenische Kunst geschaffen hat, die künstlerische Eigenart, die sich in der Behandlung fremdländischen Kunstbesitzes und in der Auffassung der dargestellten Stoffe ausspricht, nicht völlig außer Acht gelassen werden. Für die Art nun, wie in der „mykenischen“ Ornamentik die erstarrte Formenwelt des Orients verjüngt und organisch belebt wird, für die Freiheit, mit der die „mykenische“ Kunst fremdländischen Vorbildern an Stelle ihres ursprünglichen symbolischen Gehaltes einen neuen Inhalt unterlegt, giebt es in der Geschichte der antiken Kunst keine nähere Analogie als die Umwandlung, welche in der griechischen Kunst des 8. und 7. Jahrhunderts die damals neu eindringenden orientalischen Elemente erfahren haben¹⁾. Und so hat man ja auch in der unbefangenen Kühnheit, mit der die „mykenische“ Kunst allerlei realistische Motive wiederzugeben versucht, einen der archaisch-griechischen Kunst verwandten Zug zu spüren vermeint²⁾. Freilich spielt bei solchen Urteilen subjektives Fühlen eine große Rolle, und eine vollständige Parallele läßt sich um so weniger durchführen, als ja auch in der griechischen Kunst der historischen Zeit verschiedene Richtungen einander ablösen oder auch neben einander her gehen.

Ich glaube daher auch nicht, daß man aus solcher Verwandtheit des künstlerischen Geistes einen zwingenden Schluß auf die Identität der Volksstämme machen dürfe; aber immerhin würde ich einen solchen Schluß für weniger bedenklich halten, als die Annahme, daß irgend ein „barbarisches“ Volk, von dessen selbständigem Kunstvermögen wir keinerlei Zeugnisse haben, in vorhistorischer Zeit einen so freien künstlerischen Sinn, wie er uns in den „mykenischen“ Monumenten entgegentritt, bethätigt habe. Ich vermöchte aber denjenigen nicht zu widerlegen, der die Annahme vertreten wollte, daß jene schöpferische Gabe, die in der „mykenischen“ Kunst zu Tage tritt, nicht

1) Vgl. besonders Riegl, Stilfragen (Berlin 1893), S. 126 ff.

2) Man wird hierbei in erster Linie die Erzeugnisse des ionischen Kunsthandwerkes heranziehen müssen, die durch den Naturalismus der Auffassung den „mykenischen“ Denkmälern ungleich näher stehen als die altattische Kunst, auf deren Vorliebe zu strenger Stilisierung vielleicht der Umstand von Einfluß war, dass sie durch eine Periode des geometrischen Stils hindurchgegangen ist. Vgl. S. 118.

erst von den Einwanderern mitgebracht worden sei, sondern schon in der „Urbevölkerung“, welche späterhin im Hellenentum aufgegangen ist, geschlummert habe — oder dafs sie überhaupt erst durch die Verschmelzung der beiden Stämme geweckt worden sei. Ich weifs nicht, ob es bereits eine Wissenschaft giebt, die auch solche völkerpsychologische Fragen zu lösen unternimmt, und ich darf mich hier in solche Spekulationen um so weniger verlieren, als mir die Frage, wie grofs der Anteil der Griechen an der „Schöpfung“ der mykenischen Kultur gewesen sei, fast als eine nebensächliche erscheinen will neben der Thatsache, dafs die Griechen „Träger“ dieser Kultur waren, d. h. dafs sie diese Kulturphase durchlebt haben und von ihr beeinflusst worden sind¹⁾.

Wenn diese Thatsache, die wir vorhin auf Grund chronologischer Kombinationen erschliessen zu können glaubten, als gesichert gelten soll, so mufs zuerst noch der Nachweis erbracht werden, dafs sich in dem Gesamtbild der mykenischen Kultur kein Zug findet, der unvereinbar mit hellenischer Art wäre. Bekanntlich hat man eine Reihe solcher Züge nachweisen zu können geglaubt, indem man sich auf die Unterschiede berief, welche zwischen den „mykenischen“ Funden einerseits, den Homerischen Schilderungen und den sicher hellenischen jüngeren Fundstätten andererseits zu Tage treten. Aber diese Unterschiede, die durch neuere Funde vielfach gemildert oder völlig verwischt worden sind, lassen sich, wie ich zu zeigen hoffe, auch auf andere Weise als durch die Annahme nationaler Gegensätze erklären.

Es war viel Gewicht auf die Thatsache gelegt worden, dafs in Mykene die Leichen unverbrannt bestattet sind, während Homer nur die Sitte der Leichenverbrennung kennt. Heute wissen wir, dafs auch in den sicher hellenischen Friedhöfen von Eleusis und Athen (Dipylon) die Toten gerade in den ältesten Gräbern unverbrannt beigesetzt sind; der „mykenische“ Bestattungsritus ist also von dem ursprünglichen griechischen nicht verschieden²⁾. Wir sehen an diesem Beispiel, wie ungerechtfertigt es ist, wenn man die Homerischen Gedichte als einen untrüglichen Mafsstab für die älteste Kultur der festländischen Griechen betrachtet. Es ist einleuchtend, dafs die völlig verschiedenen örtlichen, klimatischen, sozialen Verhältnisse in der Äolis und Ionien ebenso wie der unmittelbare Einfluß der kleinasiatischen Hinterländer die aus der festländischen Heimat überkommenen Lebensgewohnheiten der Eingewanderten in vielen Punkten verändern mufsten. Die Homerischen Schilderungen spiegeln daher durchaus nicht immer urhellenische oder panhellenische, sondern sehr oft jüngere und landschaftlich beschränkte Bräuche wieder.

Ähnliches wie von der Bestattung gilt auch von dem Gegensatz der „mykenischen“ und „Homerischen“ Trachtsitte.

Man hat daraus, dafs in den zuerst bekannt gewordenen mykenischen Gräbern die Fibeln durchaus fehlten, während sie in den Homerischen Gedichten bei Beschreibungen

1) Ich lasse daher auch die positiven Beweise beiseite, die man für griechischen Ursprung der „mykenischen“ Kultur geltend gemacht hat. Wenn man auf die Verwandtschaft einzelner Kulturbräuche mit italischen und mitteleuropäischen verwiesen hat, und für das Giebeldach, das Schema des Rundbaus, für einzelne Dekorationsprinzipien den Ursprung in einer nördlichen Heimat wahrscheinlich gemacht hat (Tsuntas, *Ἐφημ. ἀρχαιολ.* 1885, 30 f.; 1891, 31 f.; Flinders Petrie, *Journ. of hellen. stud.* XII 204), so könnte jemand diese Beziehungen zu dem Norden auch schon für die „Urbevölkerung“ voraussetzen geneigt sein. Vgl. auch S. Reinach, *Rev. archéol.* 1893, I, 91. 105.

2) Rohde, *Psyche* S. 33. Vgl. Brückner, *Arch. Anzeiger* 1892, 19.

der weiblichen Tracht eine große Rolle spielen, den Schluss gezogen, daß die „Mykenäer“ das einfache genestelte Gewandstück der Indogermanen nicht kannten und daher ein Volk nicht-hellenischen Stammes gewesen sein müßten¹⁾. Aber neuere Funde haben gezeigt, daß diese Folgerungen nicht stichhaltig sind.

Seitdem sich in Gräbern der mykenischen Unterstadt einige Fibeln gefunden haben, wissen wir, daß die Fibeltracht in Mykene nicht unbekannt gewesen ist. Da wir es hier mit Geschlechts- oder Familiengräbern zu thun haben, so können die Toten, in deren Ausstattung die Fibeln gefunden worden sind, nicht einer anderen Nationalität angehört haben als die Leichen mit den gewöhnlichen „mykenischen“ Totenbeigaben. Wenn also die meisten mykenischen Gräber der Fibeln ermangeln, so könnte dies darin begründet sein, daß sie einer Zeit angehören, in der jenes nützliche Werkzeug überhaupt noch nicht erfunden oder doch nicht allgemein in Gebrauch war, wie ja auch in den schon erwähnten altattischen Friedhöfen die Fibeln gerade in den ältesten Gräbern fast gänzlich zu fehlen scheinen²⁾. In der Mehrzahl der Fälle aber wird dieses Fehlen der Gewandnadeln daraus zu erklären sein, daß wirklich die Toten nicht in genestelten, sondern in genähten Gewändern bestattet wurden, wie solche im Orient zu Hause waren. Die Lebhaftigkeit der Beziehungen, welche Griechenland in jener Zeit mit dem Osten unterhielt, läßt uns annehmen, daß auch die orientalische Frauentracht in den Landschaften mykenischer Kultur nicht unbekannt geblieben ist³⁾. Die Versuchung, die fremdländische Mode nachzuahmen, mußte den argivischen Frauen gleich nahe liegen, mochten sie nun griechischen oder un-griechischen Stammes sein.

Allerdings hat es etwas Verführerisches, sich vorzustellen, daß die griechische Hausfrau treu und unbeirrt an dem altüberkommenen nationalen Gewand festhielt, auch nachdem die Männer in der Fremde umherstréifend den arischen Mantel mit dem semitischen Chiton vertauscht hatten. In der That ist ja bei Homer, wo die Männer durchwegs mit dem Chiton bekleidet sind, das genestelte Gewand wenn nicht die ausschließliche, doch sicher die überwiegende Tracht der Frauen; es liegt daher nahe anzunehmen, daß diese Tracht in jenen Gegenden des griechischen Festlandes, aus denen das Großteil der ionisch-äolischen Bevölkerung eingewandert war, seit der ältesten Zeit sich ununterbrochen erhalten habe und von hier aus nach Kleinasien verpflanzt worden sei. Aber wir sind nicht berechtigt, die Trachtsitte dieser Gegenden auch in allen übrigen von Griechen bewohnten Landschaften voranzusetzen. Aus zahlreichen Beispielen der historischen Zeit sehen wir, daß gleichzeitig in einer Gegend von Hellas diese, in einer andern jene Tracht üblich war, daß in derselben Landschaft mehrfach ein Trachtwechsel eintrat, daß endlich (in natürlicher Konsequenz davon) auch an demselben Orte ionische und dorische Tracht

1) Studniczka, Athen. Mitteil. d. arch. Instit. XII, 8 ff.

2) Über Eleusis vgl. Ἐφημ. ἀρχαιολ. 1889, 171 ff. (Philios).

3) Wir begegnen auf „mykenischen“ Denkmälern einer eigentümlichen, von altgriechischen Gewändern sehr verschiedenen Frauentracht; doch ist es fraglich, ob die betreffenden Denkmäler fremdländische Vorbilder — und damit auch die fremdländische Tracht — nachbilden, oder ob wirklich ein derartiges Gewand, das keinesfalls ein Alltagsgewand sein konnte, auch in der Argolis oder auf den Inseln getragen worden ist. Mykenische Thonfiguren, die sicher an Ort und Stelle gefertigt sind, lassen eine Tracht, die der „ionischen“ gleicht oder doch verwandt ist, erschließen; vgl. M. Mayer, Arch. Jahrbuch VII 193. Denkbar wäre ja, daß schon die „Urbewölkerung“ eine orientalisierende Tracht angenommen hatte.

neben einander bestanden haben. Es sind eben auch im Altertum — abgesehen von dem Stadium primitiver, abgeschlossener Kultur — Verschiedenheiten der Tracht in der Regel nicht sowohl aus nationalen Gesichtspunkten, als aus zufälligen äußeren Einflüssen, oder aus Zweckmäßigkeitsrücksichten — Mode, Reichtum, Verwöhnung — zu erklären. Während die Frauen niedrigen Standes auch in Mykene an der ererbten, einfacheren Wollkleidung festgehalten haben mögen, werden die vornehmen Frauen ein reicheres, orientalisierendes Linnengewand getragen haben¹⁾; wir erhalten aber dadurch noch nicht das Recht, ihnen die griechische Stammeszugehörigkeit abzusprechen.

Ebensowenig wie in der „mykenischen“ Tracht kann im „mykenischen“ Dekorationsstil ein entscheidendes Argument für die Nationalität der „Mykenäer“ gefunden werden. Man hat gesagt, die Träger des „mykenischen“ Stils könnten darum keine Griechen gewesen sein, weil diese nach dem Ausweis einzelner, sicher griechischer Fundstätten sich vielmehr eines geometrischen Dekorationssystems bedient hätten²⁾. Man ist wohl auch noch weiter gegangen und hat in einzelnen Eigentümlichkeiten des geometrischen Stils Züge des griechischen Nationalcharakters wiederzufinden geglaubt. Aber solche Parallelen zwischen Kunst und Nationalcharakter — so geistreich sie mitunter durch die Aufdeckung überraschender Beziehungen erscheinen können — sind doch immer nur ein Spiel des Witzes, das in einer logischen Schlusskette keine Stelle finden kann. Es ist oft auseinandergesetzt worden, daß die germanische Denkart ihren vollendetsten Ausdruck in der Gotik gefunden habe; was würde man aber von demjenigen sagen, der aus dieser Beobachtung den Schluß ziehen wollte, daß die Leute, die vor dem Aufkommen des gotischen Stils in Deutschland saßen, keine Germanen gewesen seien, weil ihre Kunstformen noch in der Abhängigkeit spätantiker und byzantinischer Einflüsse stehen?! Es ist also durch das Zugeständnis, daß mancherlei Eigentümlichkeiten des geometrischen Stils besonders gut mit den Prinzipien der späteren griechischen Kunst harmonieren, noch nicht die Möglichkeit beseitigt, daß die Griechen sich vorher im Banne einer anderen Kunstart befunden hätten.

Darüber kann allerdings kein Zweifel sein, daß jene „mykenischen“, der Pflanzen- und Meereswelt entlehnten Tierformen im Bereich des Ägäischen Meeres entstanden sind; auch legt, wie wir vorher gesehen haben, das zeitliche Verhältnis der Funde die Annahme nahe, daß die Ansätze dieses Dekorationssystems noch vor die Zeit der griechischen Einwanderung fallen (vgl. S. 111). Andererseits haben gerade die Untersuchungen, die man dem Formenschatz der einzelnen griechisch-geometrischen Stile hat angedeihen lassen, gezeigt, daß die diesen Stilen gemeinsamen Bestandteile sehr geringfügig sind³⁾. Es ist daher zwar sehr wohl möglich, daß einige einfache Linienornamente wirklich „urgriechisch“ seien, aber es ist durchaus unwahrscheinlich, daß die Griechen schon bei ihrer Einwanderung einen ausgeprägten geometrischen Stil mitgebracht hätten. Es kann also nicht wunder nehmen, daß dort, wo den Einwanderern durch die „Urbevölkerung“ oder durch

1) Daß das Linnengewand als das Festkleid auch als Totenkleid getragen wurde, würde gut in den Kreis der mykenischen Totenbräuche sich fügen. Doch zeigen die vereinzelt gefundenen Fibeln, daß die Beisetzung im Linnengewand nicht, wie anderswo, zu einem allgemein gültigen religiösen Brauch geworden war.

2) Dümmler, Athen. Mitt. d. arch. Instit. XII S. 4.

3) Böhlau, Arch. Jahrb. III S. 346 ff.; Dümmler, Athen. Mitt. XIII S. 293, Arch. Jahrb. VI S. 298.

benachbarte Stämme oder durch die umgebende Natur neue Zierformen entgegengebracht wurden, die mitgebrachten geometrischen Dekorationselemente in den Hintergrund gedrängt worden sind, ohne zu einer selbständigen Entwicklung zu gelangen. Während so in einem weiten Gebiet am Agäischen Meer das „mykenische“ Dekorationssystem große Verbreitung gewann, können gleichzeitig an anderen Punkten, wo andere Einflüsse maßgebend waren, sich einfache geometrische Stilarten entwickelt haben. Wie es chronologisch unmöglich ist, die Besetzung der Argolis durch die Achäer bis in die Zeit herabzurücken, in der dort zuerst geometrische Vasen auftreten, so ist andererseits auch die Annahme unzulässig, daß erst die Dorer die Anfänge des geometrischen Stiles mitgebracht oder daß sie an dessen weiterer Entwicklung zum „Dipylonstil“ einen wesentlichen Anteil genommen hätten¹⁾. Denn auch schon in vordorischer Zeit und in Gegenden, welche von den Dorern nie berührt wurden, hat man in geometrischer Art verziert²⁾.

Die Funde von Olympia können in dieser Frage keinen Ausschlag geben — selbst dann nicht, wenn die älteste Fundschicht bis ins 9. Jahrhundert oder noch höher hinauf rücken dürfte. „Mykenische“ Erzeugnisse kann man in der Altis schon darum nicht erwarten, weil in jener ältesten Zeit die Osthälfte der Peloponnesos an dem Kult von Olympia überhaupt noch keinen Anteil genommen hat. Daß aber in den Landschaften des westlichen Griechenlands, aus denen die Mehrzahl der olympischen Weihgeschenke stammt, zur Zeit, wo das Heraion erbaut wurde, und späterhin durchwegs geometrische Dekorationssysteme herrschten, kann um so weniger überraschen, als auch im Osten der geometrische Stil in der Vasenmalerei den „mykenischen“ im ersten vorchristlichen Jahrtausend allmählich völlig verdrängt hat, nachdem längere Zeit hindurch Thongefäße der beiden Dekorationssysteme neben einander in Gebrauch waren. Die Einflüsse, welche dafür maßgebend waren, daß in dieser Periode die geometrischen Stile — vor allem der Dipylonstil — zu so hoher Entwicklung gelangt sind, wird es vielleicht noch einmal gelingen genauer nachzuweisen.

Der Verfall des „mykenischen“ Stils erklärt sich aus dem allgemeinen Gesetz der Kunstentwicklung, wonach jedes Dekorationssystem allmählich die Triebkraft einbüßt und sich auslebt; er wurde noch dadurch beschleunigt, daß politische und soziale Umwälzungen den Niedergang der Stätten, an denen im mykenischen Stil gearbeitet wurde, beförderten und so andern Fabrikationsmittelpunkten den Wettbewerb und den Sieg ermöglichten. Aus dem Wechsel der Dekorationsstile und dem Verfall der „mykenischen“ Töpferindustrie können also ebensowenig ethnologische Folgerungen gezogen werden, wie aus der Ablösung des Dipylonstils durch den orientalisierenden im 6. Jahrhundert oder aus dem Absterben der athenischen Keramik im 4. Jahrhundert v. Chr.

In ähnlicher Weise lassen sich aber auch andere Unterschiede der „mykenischen“ und der späteren griechischen Kultur aus den Veränderungen der inneren und äußeren Staatenverhältnisse erklären, ohne daß man daraus irgendwelche Rassegegensätze erschließen müßte oder auch nur dürfte. Wir sind eben nur zu leicht geneigt, die Verhältnisse der prähistorischen Zeit nach dem Schema einer theoretisch aufgebauten Entwicklungsgeschichte zu beurteilen und dabei aller geschichtlichen Analogien zu ver-

1) Furtwängler u. Löschcke, *Mykenische Vasen* S. X.

2) Dümmler, *Athen. Mitt. d. arch. Instit.* XIII S. 290 f.

gessen, die uns lehren, wie der Wechsel der Handelsbeziehungen, die Zu- und Abnahme fremdländischer Einflüsse, das Auf- und Niedersteigen von Industrie und Reichtum im Leben der Völker zu den regelmässig wiederkehrenden Erscheinungen gehören.

Man hat besonderes Gewicht auf die Thatsache gelegt, daß die mykenische Kultur eine so große Abhängigkeit vom Orient verrate, und hat gesagt: da die Griechen noch in der Zeit der Homerischen Gedichte und des Dipylonstils von orientalischer Kultur weniger beeinflusst sind als einige Jahrhunderte vorher die Träger jener „orientalisierenden“ Kultur, so können letztere keine Griechen sein. Aber wir haben gesehen, wie gerade in jener ältesten Zeit die schwächere Entwicklung der Kultur in Hellas das stärkere Überströmen orientalischer Einflüsse begünstigen mußte, und wir können auch noch nachweisen, wieso es kam, daß die lebhaften Beziehungen, welche in „mykenischer“ Zeit den griechischen Westen mit dem asiatischen Osten verbanden, späterhin eine Störung erlitten. Wir wissen von gewaltigen Völkerverschiebungen, die im 13. und 12. Jahrhundert in Kleinasien und Syrien stattfanden¹⁾; es ist wahrscheinlich, daß diese Bewegung sich auch auf die Inseln fortsetzte, womit vielleicht auch das Ende des sagenhaften Reiches des Minos in Zusammenhang zu bringen ist. Sicher ist, daß durch das Vordringen neuer Völkerschaften und den Zusammenbruch der alten Staatswesen in jenen metall- und industriereichen Gegenden Vorderasiens nicht nur die Kulturentwicklung gehemmt, sondern auch der Verkehr mit dem Westen eine Zeit lang völlig unterbunden werden mußte. Da eben damals auch die regen Wechselbeziehungen, welche noch in der Zeit der Ramessiden Syrien mit Ägypten und Mesopotamien verknüpften, fast völlig aufhörten, um erst nach Jahrhunderten wieder aufgenommen zu werden, so erscheint die starke Abnahme der ägyptisch-asiatischen Einwirkungen im mittelländischen Meere als die natürliche Folge der veränderten Weltlage.

Aus politischen Veränderungen anderer Art erklärt sich auch der oft betonte Rückgang von Luxus und Reichtum, den die Funde aus „nachmykenischer“ Zeit zu erweisen scheinen. Hierbei muß zunächst hervorgehoben werden, daß der orientalische Prunk auch in der „mykenischen“ Zeit auf die Königspaläste und Königsgräber beschränkt bleibt, und daß wir leider aus historischer Zeit keine griechischen Königsgräber zum Vergleiche besitzen. Wenn man sich erinnert, daß sich Herodot (VI 58) noch durch die Leichenfeier der spartanischen Könige an asiatische Barbarensitte gemahnt fühlte, so wird man es nicht auffällig finden, wenn Jahrhunderte vorher in Hellas despotisch herrschende Königsgeschlechter, mögen sie griechischen Stammes gewesen sein oder nicht, bei ihrer Bestattung die Bräuche orientalischer Herrscher nachahmten, umsomehr als ja derartiges nutzloses Totengepränge mit uralten Bräuchen einer primitiven Kultur in keinem Widerspruch steht. Dagegen ist die Ausstattung der Toten in den „Volksgräbern“ der Unterstadt von Mykene um nichts prunkvoller oder reicher als die in gewöhnlichen Gräbern der späteren griechischen Zeit.

Was also die „mykenische“ Zeit kennzeichnet, ist nicht ein größerer materieller Luxus im allgemeinen, sondern vielmehr die Thatsache, daß sich in den Händen des herrschenden Geschlechtes ein großer Reichtum angesammelt hatte. Dieser Reichtum hatte seine Grundlage in dem ausgedehnten politischen Machtbereiche, in dem selbstherr-

1) Ed. Meyer, Geschichte d. Altertums I S. 317 ff.

lichen Regiment über eine seefahrende Bevölkerung und wohl auch im Sklavenhandel. Diese Grundlagen aber brachen, wie wir wissen, mit dem Beginn des ersten Jahrtausends zusammen. Durch neue Zuwanderungen griechischer Stämme, welche die spätere Überlieferung unter dem Namen der „dorischen Wanderung“ in einen pragmatischen Zusammenhang gebracht hat, hatten tiefgreifende Verschiebungen der Bevölkerung in Hellas stattgefunden, welche über die peloponnesischen Staaten eine Epoche jahrhundertelanger Kämpfe heraufbeschworen. Die sozialen Umwälzungen, die damit parallel gingen, haben sich auch auf Landschaften erstreckt, welche — wie Attika — von den Einwandererscharen nicht unmittelbar berührt worden waren. Die alten Königsgeschlechter wurden gestürzt; ein großer Teil der vornehmsten Familien wanderte freiwillig oder gezwungen aus. In den äusseren und inneren Wirren versiegten die Quellen des Wohlstandes. Die früheren Handelsverbindungen zerrissen, die kunstgewerbliche Thätigkeit geriet ins Stocken. Wie die Anregung zu neuem Schaffen, so schwanden das Bedürfnis und die Mittel zu jenem Aufwand, den einst die „mykenische“ Zeit in ihren Bauten und im künstlerisch verzierten Alltagsgeräte entfaltet hatte. Aber die alten Kunstüberlieferungen sind nicht völlig erloschen; an den Funken, die unter der Asche weiterglommen, hat sich im 8. Jahrhundert, als die neuen Staatenbildungen wieder zu Kraft und Wohlstand emporgediehen waren und eine erneute Berührung mit dem Osten stattgefunden hatte, das Feuer einer geläuterten Kunst entzündet. Gerade an den Orten, wo einst die Träger der mykenischen Kultur sassen oder wohin sie ausgewandert waren, in Attika, in der Argolis, auf Rhodos, Kreta, Kypros und in Ionien, ersteht eine neue Kunstübung, einfacher, maßvoller, als vordem die „mykenische“, mit bestimmter geprägten, weniger naturalistischen Formen. Und es sind zunächst dieselben Techniken, in denen man sich versucht, die Blechtreibekunst, die Thonmalerei, die Glyptik — um von der Fortentwicklung der „mykenischen“ Bauformen zu schweigen. „Mykenische“ Ornamente leben in kyprischen, melischen, böotischen, frühattischen Vasen fort, in den „Inselsteinen“ und den groben Terrakotten setzen sich die „mykenischen“ Traditionen fort, dem ionischen Kunsthandwerk bleibt eine große Zahl der von der „mykenischen“ Kunst verwendeten figürlichen Typen geläufig (vgl. S. 112).

Gewiss! die Höhepunkte der „mykenischen“ und der „archaisch-griechischen“ Kunst sind durch eine tiefe Furche getrennt, die Spur der „dorischen Wanderung“; aber wir können noch die Wege verfolgen, die hüben hinab- und drüben wieder emporführen, und fast will es scheinen, als ob die zweite Höhe nur jener erreichen könnte, der vorher die erste erklommen hat!

Aber ich laufe fast Gefahr, aus den Übereinstimmungen der „mykenischen“ und „griechischen“ Kultur Rückschlüsse auf einen ethnographischen Zusammenhang dieser beiden Kulturschichten zu ziehen, während ich mich damit begnügen wollte nachzuweisen, wie trotz der vorhandenen Unterschiede die Annahme zu Recht bestehen könne, daß Griechen „Träger“ der mykenischen Kultur gewesen seien.

Für diesen Nachweis kommt aber neben den Fundthatsachen auch noch das Verhältnis der mykenischen Kultur zu den Homerischen Schilderungen sehr wesentlich in Betracht.

Ich habe schon vorher daran erinnert, daß die Homerischen Schilderungen infolge der örtlichen Verhältnisse, unter denen sie entstanden sind, in mancherlei Punkten von

der griechischen Kultur des Festlandes abweichen. Es muß ferner in Erinnerung behalten werden, daß die Redaktion der Homerischen Gedichte um etliche Jahrhunderte jünger ist als die Blütezeit der mykenischen Kultur. Besonders deutlich tritt ja diese jüngere Entstehungszeit der Epen hervor in den religiösen Vorstellungen sowie in den sozialpolitischen Verhältnissen, die sie voraussetzen. Auf dem Gebiete der materiellen Kultur erkennen wir ihren jüngeren Charakter in dem Fehlen der Steinwaffen (Pfeilspitzen), dem Zurücktreten des Bogens, der größeren Rolle des Eisens, der Bekanntschaft mit Helm, Panzer und Beinschienen.

Dagegen vermag ich den Argumenten, mit denen man den Homerischen Griechen einige wichtige Kultureigenschaften der „mykenischen“ Zeit hat absprechen wollen, keine Beweiskraft zuzuerkennen. So hat man nachweisen wollen, daß die Homerischen Griechen junge, unkundige Seefahrer gewesen seien. Mir scheint das gerade Gegenteil daraus hervorzugehen, daß nicht nur die ganze Odyssee, sondern auch die Ilias mit ihrem Schiffslager eine große Vertrautheit mit der See zur Voraussetzung hat¹⁾.

Auch die Annahme, daß den Griechen der „Homerischen“ Zeit die Kenntnis des Steinmauerbaues verloren gegangen sei, scheint mir nicht stichhaltig²⁾. Es ist unerlaubt, aus der Konstruktion des achäischen Lagerwalles einen Schluß auf die Homerischen Festungsmauern zu ziehen; denn wann hätte je ein Belagerer seine Schutzwälle nach Art von Festungsmauern erbaut? Wir können ja allerdings bei unserer geringen Kenntnis kleinasiatischer Burgen noch nicht feststellen, wann die nach Ionien und der Äolis ausgewanderten Griechen damit begannen, ihre Akropolen zu ummauern, aber wir sehen, daß auf dem Boden von Hellas sich die Kenntnis des Festungsbaues aus der „mykenischen“ Zeit ununterbrochen in die archaisch-griechische fortgepflanzt hat; wir sehen, wie der „kyklopische“ Mauerbau durch den „polygonalen“, dieser durch den Quaderbau ersetzt wird, aber neben letzterem erhalten sich auch späterhin noch für mancherlei Verwendung die älteren Mauertypen. Aber ich kann bei diesen Thatsachen, die weder für noch gegen einen inneren Zusammenhang „mykenischer“ und „Homerischer“ Kultur zeugen, nicht länger verweilen; ich will vielmehr noch auf eine andere Seite der Beziehungen hinweisen, welche das Epos mit den „mykenischen“ Denkmälern verknüpfen.

1) Wenn die Homerischen Griechen über die Beschwerden und Gefahren der Seefahrt klagen (Helbig, Homer. Epos² 397 f.), so kann daraus mangelnde Vertrautheit mit der See so wenig erschlossen werden, wie aus dem Jammern über Wunden und Kriegsnot ungenügende Kenntnis im Gebrauch von Kriegswaffen. Wenn Menelaos nur durch Sturm verschlagen nach Ägypten kommt (Dümmler, Athen. Mitteil. d. Inst. XII 6), so kann das nichts gegen achäische Schiffahrtskunst beweisen; denn man kann nicht verlangen, daß jemand, der von den Dardanellen nach Nauplia gelangen will, zum Erweise seiner Seetüchtigkeit freiwillig den Umweg über Ägypten nehme.

2) Helbig (Homer. Epos² 68 f. 93 f.) ist insofern im Recht, als er von Stadtmauern spricht; befestigte Städte sind aber den „Mykenäern“ noch weniger geläufig wie den „Homerischen“ Griechen, die doch an die ummauerte „Stadt“ von Ilion glauben. Wenn wir von dieser absehen, so darf man bei den unmauerten Orten, die Homer erwähnt, — ebenso wie bei der πόλις πύργοις ἀραυία II. XV 737 — nur an Akropolen nach Art der „mykenischen“ denken, vor deren Thoren die — zunächst nur aus einzelnen Häusergruppen bestehenden — „Städte“ lagen. Der Umstand, daß die Dichtung in Pylos und Sparta keine Mauern erwähnt, kann kaum etwas beweisen; übrigens kann es ja auch Herrschersitze gegeben haben, die nicht ummauert waren. In Sparta und Amyklä scheint bisher eine Burg „mykenischer“ Art noch nicht aufgefunden worden zu sein.

Es ist oft schon darauf hingewiesen worden, daß die Kultur der Homerischen Epen keine einheitliche ist. Auf den ersten Blick treten uns allerdings als besonders charakteristisch die Eigentümlichkeiten einer jüngern Kultur entgegen, wie wir sie im 9. und 8. Jahrhundert, in der Zeit der „Redaktion“ der Epen, voraussetzen dürfen. Aber diese bilden gleichsam nur die äußerste Putzschicht. Unter der dünnen Hülle schimmert, vom Dichter ungewulst oder doch ungewollt, deutlich genug eine ältere Kulturschicht durch. So sind, um nur einiges herauszuheben, die Waffen der Homerischen Helden fast durchweg aus Erz, nicht aus Eisen verfertigt¹⁾; der Metallpanzer und die ehernen Beinschienen werden nur an ganz vereinzelt Stellen erwähnt; der Bronzehelm gilt noch durchaus nicht als allgemeine Kopfbekleidung der Krieger²⁾; der manns hohe, gewölbte Schild der Homerischen Helden hat seine nächste Analogie auf mykenischen Gemmen; die Technik des Achilleusschildes ist eine der „mykenischen“ Epoche eigentümliche, auch seine Darstellungen haben in Denkmälern jener Zeit ihre Vorbilder³⁾. Und wenn die Kenntnis solcher Prachtschilde noch damit erklärt werden könnte, daß sie als Erbstücke sich Jahrhunderte lang erhalten hätten, so wird man kaum annehmen können, daß die ionischen Sänger so reich mit Erz, Edelmetallen und Blausteinfriesen ausgestattete Paläste wie die von ihnen in Sparta und auf Scheria geschilderten noch selbst geschaut hätten⁴⁾.

Diese Thatsachen führen uns also nicht nur in eine Zeit zurück, deren Kultur-entwicklung der „mykenischen“ nahe steht, sie verweisen uns auch geradezu in den örtlichen Bereich der „mykenischen“ Kultur. Und mit dem festländischen Griechenland sind die Homerischen Gedichte ja auch stofflich auf das engste verknüpft. Die Vorstellungen, welche die Homerischen Sänger über die Macht und den Reichtum der Königssitze in der Argolis und in Lakonien haben, können in keiner anderen Epoche als eben in der „mykenischen“ wurzeln. Die Orte, an denen das Epos die Heimat seiner glanzvollen Herrschergeschlechter ansetzt, sind Sitze mykenischer Kultur. Der Schluss scheint unabweislich, daß auch für die in jenen Orten lokalisierten Persönlichkeiten und ihre Thaten eben die „mykenische“ Epoche den historischen Hintergrund geliefert habe⁵⁾.

Man wird zunächst Bedenken tragen, mit dem Ursprung der Homerischen Sage so weit zurückzugehen; aber die Annahme, daß die im Epos verwerteten Ereignisse nur

1) Eine äußerliche Statistik der Versstellen, in denen bei Homer Eisen erwähnt wird, hat zu mancherlei Fehlschlüssen Anlaß gegeben; vgl. darüber Jevons, Journ. of hellen. stud. XIII 25.

2) Kluge, Jahrb. f. Philol. 1893, 82 ff. (1892, 373). Vgl. O. Rofsbach, Philologus LI, 3 f.

3) Vgl. die von Ath. Kumanudis entdeckte „Stadtbelagerung“ auf dem Silbergefäß *Ἐφημ. ἀρχαιολ.* 1891, T. 2, 2. Das Fehlen religiöser und mythischer Darstellungen auf dem Homerischen Schild würde ebenfalls gut zu seiner Verwandtschaft mit „mykenischen“ Kunstkreisen passen. Die kyprischen Silberschalen dürfen nicht in dem Sinne herangezogen werden, als ob sie dem Dichter als Vorbilder für seine Schilderungen gedient hätten. Vielmehr sind die Schalen, wie ihre Raumeinteilung in mehrere Zonen und das Vorwiegen kriegerischer Darstellungen zeigt, von Schilden, die nach Art des Achilleusschildes verziert waren, abhängig. Figürlich verzierte Schilde, aber in anderer Technik, kennen wir aus den Funden in der idäischen Zeusgrotte auf Kreta.

4) Dagegen kann der „mykenische“ Palastgrundriß sehr wohl auch in Bauten des kleinasiatischen Ioniens weitergelebt haben. Wenn in den Homerischen Gedichten mehrfach von einem Oberstock die Rede ist, so scheint hier ein an einer anderen Hausform erwachsenes Prinzip in jüngerer Zeit auf den „mykenischen“ Palastbau übertragen zu sein; vgl. Puchstein, Arch. Anz. 1891 S. 43.

5) Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen² 372; E. Curtius, Arch. Anz. 1892, 8.

um ein oder zwei Jahrhunderte älter seien als das Epos selbst, hat um gar nichts mehr innere Wahrscheinlichkeit als die Annahme, sie seien um vier oder fünf Jahrhunderte älter. Im Gegenteil! Die Analogien anderer Epen lehren uns, daß zwischen den historischen Ereignissen, an denen eine Sage erwächst, und deren letzter Verwertung in einer künstlerisch abgerundeten Dichtung ein Abstand von vielen Jahrhunderten liegen kann — es mag genügen, hierfür an die Nibelungen zu erinnern. Auch fehlt es ja in den Homerischen Gedichten nicht an ausdrücklichen Winken darüber, daß die geschilderten Ereignisse vor langer, langer Zeit geschehen seien. Und wenn manche Züge der glanzvollen Königsherrlichkeit den jüngeren Sängern nur noch im Bereiche der Götter denkbar erscheinen¹⁾, so gewinnt man den Eindruck, daß hier schon leise der Duft des Märchens um jene längst entschwundene Pracht zu weben beginne, und daß nur wie aus weiter Ferne noch ein Schimmer aus einem „goldenen“ Zeitalter in die eiserne Zeit der Kämpfe auf kleinasiatischem Boden herüberstrahle.

Wenn, wie man jetzt gewöhnlich annimmt, das Epos in seiner jetzigen Gestalt das Produkt einer über Jahrhunderte ausgedehnten dichterischen Thätigkeit ist, so müssen ja ohnehin die Anfänge der „Homerischen“ Lieder bis an die Wende des ersten Jahrtausends, d. h. also noch bis in die jüngere „mykenische“ Zeit, zurückgehen. Ob die vom Epos verwerteten Sagen in Form von wirklichen Volksliedern oder als Überlieferungen der ausgewanderten Herrschergeschlechter nach Kleinasien gelangt sind, ist in diesem Zusammenhang ohne Belang. Es genügt die Möglichkeit festzustellen, daß die Ereignisse, die den Homerischen Sagen — soweit sie überhaupt geschichtlich sind — in letzter Linie zu Grunde liegen, sehr wohl bis in jene „mykenische“ Zeit hinaufreichen könnten²⁾.

Und diese Möglichkeit müssen wir auch bei der Frage nach dem Kampf um Ilion im Auge behalten.

Die letzte Schliemannsche Campagne hat gezeigt, daß über der „zweiten Stadt“ eine Schicht liegt, die reich mit „mykenischen“ Vasen durchsetzt ist³⁾. Wir dürfen hoffen, daß die neuen Ausgrabungen Dörpfelds, die gegenwärtig im Zuge sind, uns darüber nähere Aufklärung bringen. Jedenfalls ist damit ein neuer Beweis für die Beziehungen gewonnen, welche Troia mit dem Bereich der „mykenischen“ Kultur verknüpfen; und wenn diese vorhanden sind, warum sollte dann die Annahme unmöglich erscheinen, daß „Mykenäer“ auch einmal einen kriegerischen Vorstofs in die Troas versucht hätten? Wenn in jener ägyptischen Inschrift die Akayvasa wirklich Achäer sind, dann böte ihr

1) Der Achilleusschild als ein Werk des Hephaistos; Metalldekoration in den Palästen der Götter (auch in dem des Menelaos Od. IV 72); Goldgewänder bei Zeus und Poseidon (II. VIII 43. XIII 26), linnene Frauengewänder bei Kirke und Kalypso (Od. V 230. X 543). Wie im letzteren Fall, so kann es auch sonst manchmal zweifelhaft erscheinen, ob die Übereinstimmungen mit der „orientalischen“ Pracht der „mykenischen“ Kultur nicht auf erneute, jüngere Berührungen mit dem Orient zurückgehen.

2) Sollte beispielsweise nicht auch bei Memnon und seinen Athiopen eine Erinnerung an einen ägyptischen Amenophis und seine dunkelfarbigen Kriegerscharen zu Grunde liegen? Daß die Umformung des Namens Amenophis zu Memnon den Griechen geläufig war, zeigt außer den „Memnonsäulen“ auch jener athenische Memnon, der unter den Lieblingsnamen auf athenischen Vasen vom Ende des 6. Jahrhunderts erscheint und als Μέμνων (ὁ) Ἀμοφόχο bezeichnet wird (Klein, Vasen mit Lieblingsinschriften S. 33, Nr. 13).

3) Schliemann, Bericht über die Ausgrabungen in Troia i. J. 1890, S. 18. 58.

Beutezug nach Ägypten, wo ja auch die „mykenischen“ Erzeugnisse so zahlreich gefunden worden sind, eine interessante Parallele zu der Kriegsfahrt nach Ilios.

Es ist natürlich ein Irrtum, aus der Geschichtlichkeit dieses einen Ereignisses die Realität der Ilias in Bausch und Bogen erschließen zu wollen. Jene Kriegsfahrt nach dem Hellespont mag in einem Einzellied fortgelebt haben, das aktuelle Bedeutung gewann, als späterhin die Griechen zu Zwecken der Kolonisation wieder in jenen Gegenden Kämpfe führten. Mit kühner Hand hat ein genialer Dichter diese Sage zum Mittelpunkt einer groß angelegten Dichtung gewählt, zu der ihm die mannigfaltigen geschichtlichen Sagen und mythologischen Überlieferungen der in Kleinasien eingewanderten Griechen den Stoff bieten mußten. Die Thaten märchenhafter Helden, die Erlebnisse alter thessalischer und peloponnesischer Herrscher, Kämpfe von Vorfahren und Zeitgenossen, die in den verschiedensten Gegenden stattfanden, wurden an die Ufer des Hellespont verlegt, und unter den Händen weiter bauender Dichter nahm der Kampf um Troia immer gewaltigere Dimensionen an.

Wiederum giebt uns das Nibelungenlied für die Art, wie die Sage hervorragende Ereignisse und Persönlichkeiten enge verwebt, ungeachtet sie ursprünglich örtlich, zeitlich, ursächlich weit auseinanderliegen, eine lehrreiche Parallele. Aber bei dem deutschen Nationalepos verfügen wir über geschichtliche Überlieferungen und Urkunden, die uns dazu verhelfen, historische und mythische Bestandteile, Sage und Märchen zu sondern. Für die Ilias dürfen wir solche schriftliche Behelfe kaum zu finden erwarten; aber wenn es wahr ist, daß in der mykenischen Kulturschicht ein Niederschlag jener selben Epoche erhalten ist, die im Abglanz der Homerischen Gedichte als das heroische Zeitalter erscheint, dann dürfen wir vielleicht hoffen, durch den archäologischen Fundbestand wenigstens einige Anhaltspunkte zu gewinnen, um die Bestandteile, die geschichtliche und örtliche Wirklichkeit haben, aus dem schier unentwirrbaren Sagengewebe des Epos ausscheiden und sicherstellen zu können.

Wenn aber die Hauptgestalten des nationalen Epos nach dem Bilde der historischen Könige „mykenischer“ Zeit geschaffen sind, wenn es Ereignisse aus „mykenischer“ Zeit sind, die der Sage zu Grunde liegen, ist das nicht wiederum ein starker Beweisgrund dafür, daß jene „mykenischen“ Könige als Hellenen galten, daß die „mykenische“ Kultur als eine Phase im Leben des griechischen Volkes erschien?

Die „mykenische“ Frage und die „Homerische“ Frage sind so auf das engste mit einander verknüpft; von verschiedenartigem Thatbestand ausgehend, berühren sie sich in ihren letzten Problemen. Wie die „mykenischen“ Denkmäler Licht aus den Homerischen Epen gewinnen, so werden sie ihrerseits nicht nur für die Erklärung materieller Einzelheiten in den Homerischen Gedichten, sondern auch für die Gesamtauffassung der poetischen Schöpfung von Wichtigkeit.

Die „mykenische“ Frage so gut wie die Homerische, sie werden wohl niemals völlig gelöst werden. Aber immer wieder wird der Versuch reizvoll und lohnend erscheinen, sich ihrer Lösung, sei es auch nur um ein kleines, zu nähern. Denn auf diesem Wege dürfen wir hoffen einen Einblick zu gewinnen in die geheimnisumhüllten Anfänge und Werbebedingungen der Kultur, die zu freier Höhe des Denkens und vollendetsten Schöpfungen der Kunst emporgestiegen ist, der Kultur der hellenischen Nation!

(Lebhafter Beifall.)